

Die Fortschritte des Briefmarkensammelns.

Von
Dr. Hans Brendicke in Berlin.

(Bild S. 368.)

Noch vor ungefähr zehn Jahren war man gewohnt, das Sammeln von Briefmarken für ein Kinderspiel, für eine Liebhaberei der Schulknaben zu halten und dachte auch, wie der Name sagte, nur an Briefmarken, nicht an Postwertzeichen aller Art, die in den Dienst staatlicher Postanstalten gestellt werden, wie die „offiziellen Couverts“, die Briefumschläge mit eingepägten Marken, wie die Postkarten, deren Erfindung wir unserem Generalpostmeister, Dr. H. v. Stephan, deren Einführung wir aber zunächst Oesterreich verdanken, ferner die Postanweisungen, die Rohrpostfächer, die Dienst- und Telegraphenmarken, kurz alle Objekte, welche ein postalisches Wertzeichen tragen. Freilich war die Kenntnis von all diesen Dingen in sammlerischen Fachkreisen längst verbreitet: Ganzsachen wurden ebenfalls schon systematisch geordnet und nach Emissionen, Formaten, Summierungen und Klappenstempeln verzeichnet; aber eine den Gründen der Entstehung nachgehende wissenschaftliche Erforschung aller dieser Verhältnisse und die Verbreitung dieses Wissens durch Monographien, Zeitschriften, Alben, Leit-

fäden und Handbücher hat erst in allerneuester Zeit Platz ge-
griffen. Zur Ehrenrettung des Briefmarkensports und zur
Entschuldigung der sammelnden erwachsenen Leute ist schon viel
geschrieben worden: Die Kenntnisse in der neueren Geschichte
und Geographie werden erweitert, der Farbeninn wird geweckt,
Ordnungs- und Sichelie befördert; die Währungsverhältnis-
se und Regierungsformen verschaffen dem Sammler spielend
einen Einblick in die wichtigsten sozialen Bedingungen aller Länder
der Neuzeit. Wappen und Inskriften, Verkehrs- und Fürsten-
porträts erregen hauptsächlich nicht nur die Neugier, sondern be-
reichern das Wissen, vermehren die Kenntnisse und sind für den
Schüler ein vortreffliches Beschäftigungs- und Erziehungsmittel
— auf Antrag eines Vereins sollte sogar für jede Handelsschule
eine großartige Briefmarkensammlung angeschafft werden. Jeden-
falls stellen aber diese auch für geistig angestrengt arbeitende Per-
sonen, wie Juristen und Mediziner, Offiziere und Beamte, um
mit Goethe zu reden, ein gesundes Ablenkungsmittel dar, um
in das ertörende Gleichmaß des ewigen Einerleis im Bureau-
kratismus etwas Abwechslung zu bringen. Mit vielem Glück hat
man nun auch neuerdings begonnen, an der Hand der Alben,
die in gesundem Konkurrenzkampf immer reichere Abbildungen,
stets praktischere Einrichtungen und förderzamere Uebersichten
bringen, wie das bereits in 14. Auflage erschienene Schwane-
berger-Album (Verlag von E. Heitmann in Leipzig), welches
unseres Wissens zurzeit das einzige Album ist, das bei jedem
Lande Notizen über die einzelnen Marken bringt, über Fälschun-
gen und Neudrucke berichtet, sowie die Geographie und Geschichte
der einzelnen Länder je eine Seite einräumt, oder das Schaubek-
Album (Pseudonym für Pauschke, Verlag von Gebr. Senf in
Leipzig), alles Wissenswerte der Philatelie geschickt zu gruppieren.
Unter Tableau zeigt in der roten 1 p. Marke das Wappen der
Republik Transvaal, in der rotbraunen 2 c. das Wappen des
britischen Schutzbereiches Nord-Borneo, der Orangendaum ist das
unverkennbare Zeichen des Orange-Freistaates, wie der Stern die
Hauptfigur ist im Wappen von Estland, das bis 1885 eine
selbständige Republik war. Der dreißigfüßige, 750 Meter hohe Berg
Titano ist ein schönes Sinnbild des kleinsten unabhängigen Staates
in Europa, der Republik San Marino in den Apenninen. Nicht
minder interessant und lehrreich für die Entwicklung der Staaten-
geschichte sind die Porträts der regierenden Fürsten: das Bild
des Königs von Siam wurde dem Wappenbilde von Vangkok,
dem Elefanten, vorgezogen, der persische Löwe mußte dem König
Rasfir-eddin weichen. Aus den Hawaii-Marken lernen wir, daß
Prinzessin Lydia Kamaoha 1891 ihrem Bruder Kalakaua folgte.

Die Emission 1869 der Marken der Vereinigten Staaten
von Amerika verwendet die herrlichsten Stiche und führt uns
reiche Verkehrs- und Bilder vor: 2 c. den reitenden Courier, 3 c. die
Lokomotive, 12 c. das Dampfschiff. Einen stolzen Dreimaster
führt Britisch Guyana im Wappen, die Ausgabe 1882 begnügt
sich aber auch mit einem Zweimaster. Die Landkarte von Pa-
nama auf den Marken von 1—50 c. 1888 erinnert uns an
den jüngsten Pariser Skandal. Eine ebenso trübe Erinnerung
rufen die Marken der Suezkanal-Gesellschaft 1, 5, 20, 40 c. an
den Franzosen Lesseps in uns wach.

Ewig jung erscheint uns die Natur: Blumen und Himmels-
körper treten uns entgegen und zwar voller Kugeldisteln und
Georginen sind die Ausgaben 1857—62 bei Neufundland, mit
kleinen Blumensternen zierte sich 4 Anna Schwarz von Sorath,
von Zweigen umschlossen bietet sich die Rose Japans dar auf
der dunkelroten Ein-Yen-Marke. Der Sonnengöttin weitstrahlen-
des Antlitz leuchtet dem Sammler tief in die ältesten Emissionen
von Uruguay hinein bis ins Jahr 1856 zurück und den gestirnten
Himmel zeigt uns die neuere 100 c. lila Marke von Profilen.

Ein ganzes Panorama von Landschaften, Rundblicken und
Aussichten eröffnet sich aber ferner auf einigen Marken, wie die
Stadtansicht von Sidney, die Palmengengegend von Liberia, die
Sphinx und die Pyramiden auf den ägyptischen Marken und
auf den schönen buntfarbigen, zierlichen Briefumschlägen. Die
feuerpeienden Berge San Miguel und San Vincente in der
Republik Salvador belehren uns mit einem Blick über die vul-
kanische Natur des Landes.

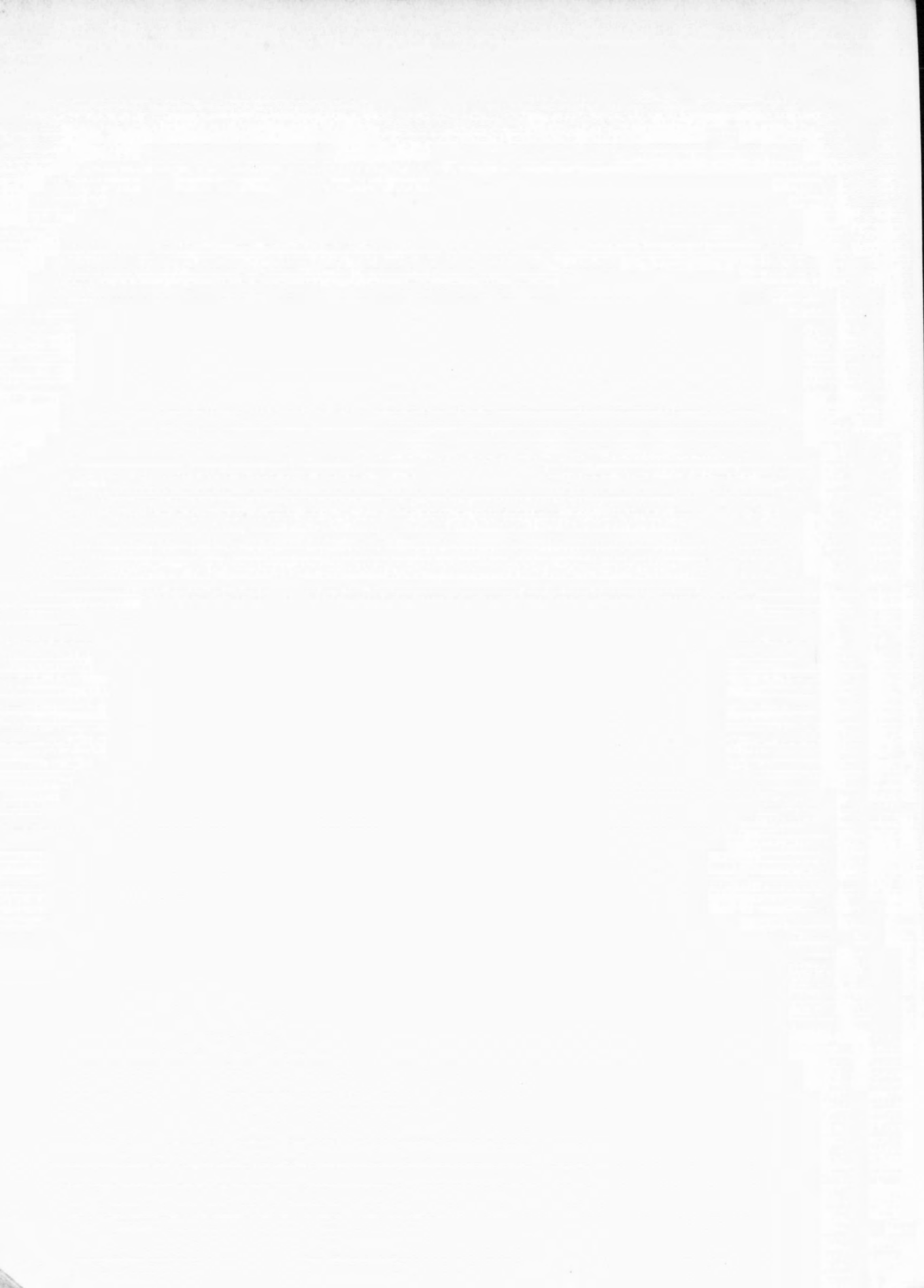
Im Anschluß hieran heben wir hervor, daß entsprechend dem
schönen Brauch der Wappenkunde, besonders Tierbilder sich auf den
Marken finden, indem die Tiere entweder das hauptsächlichste
Landesprodukt andeuten oder im Wappen des Landes geführt
werden: Der Schwan Westaustraliens, das Känguru von Neu-
fundland auf der braunlila 1 sh Marke, der Papagei von Guate-
mala 1879—1881, der Fiber von Kanada, das Lama von Peru,
der Neufundländer Hund, die Riesmuschel von Travankur, die
bekanntlich zugleich als Tauschmittel dient, wie in älteren Zeiten
das Vieh (pecus, pecu-nia).

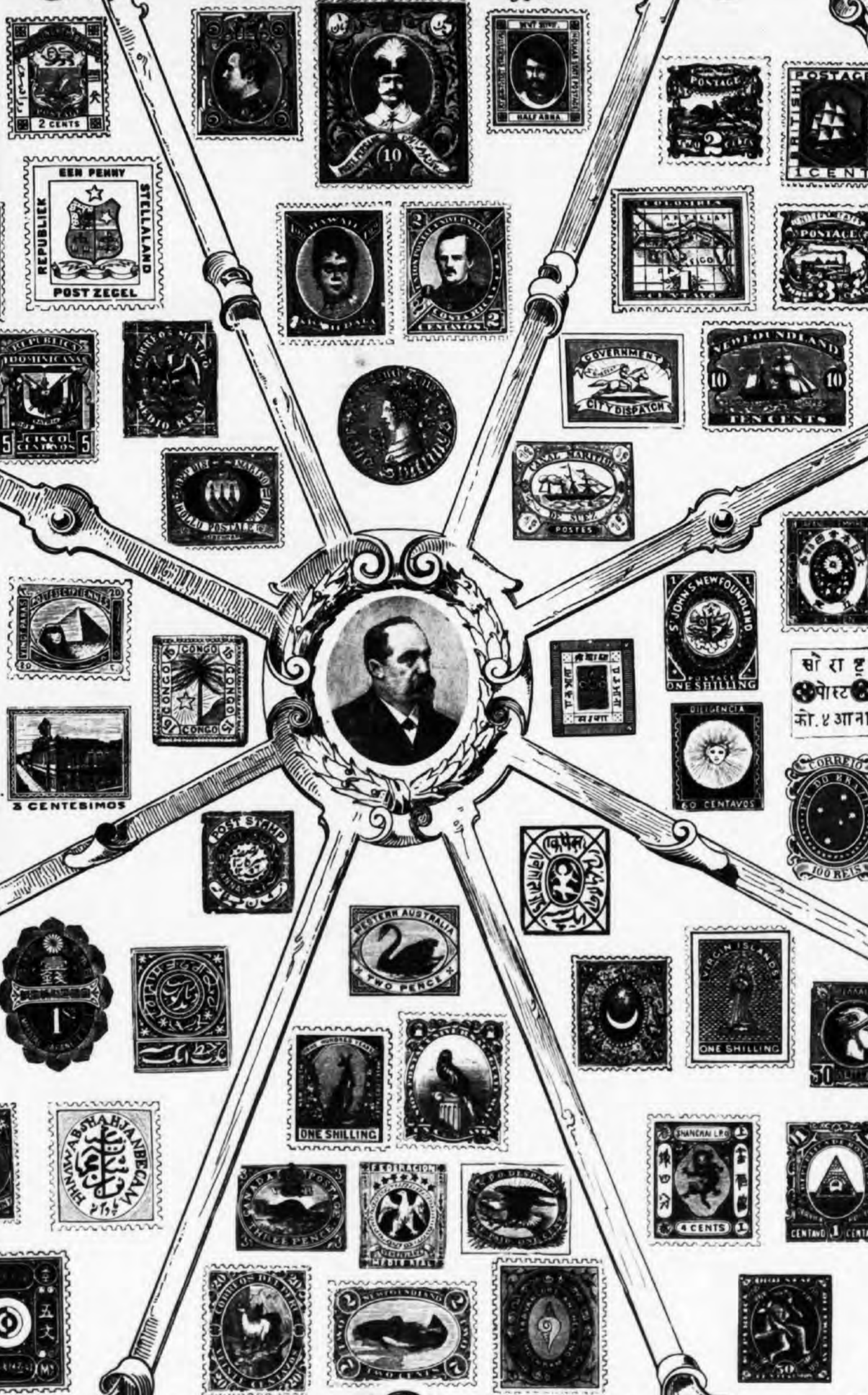
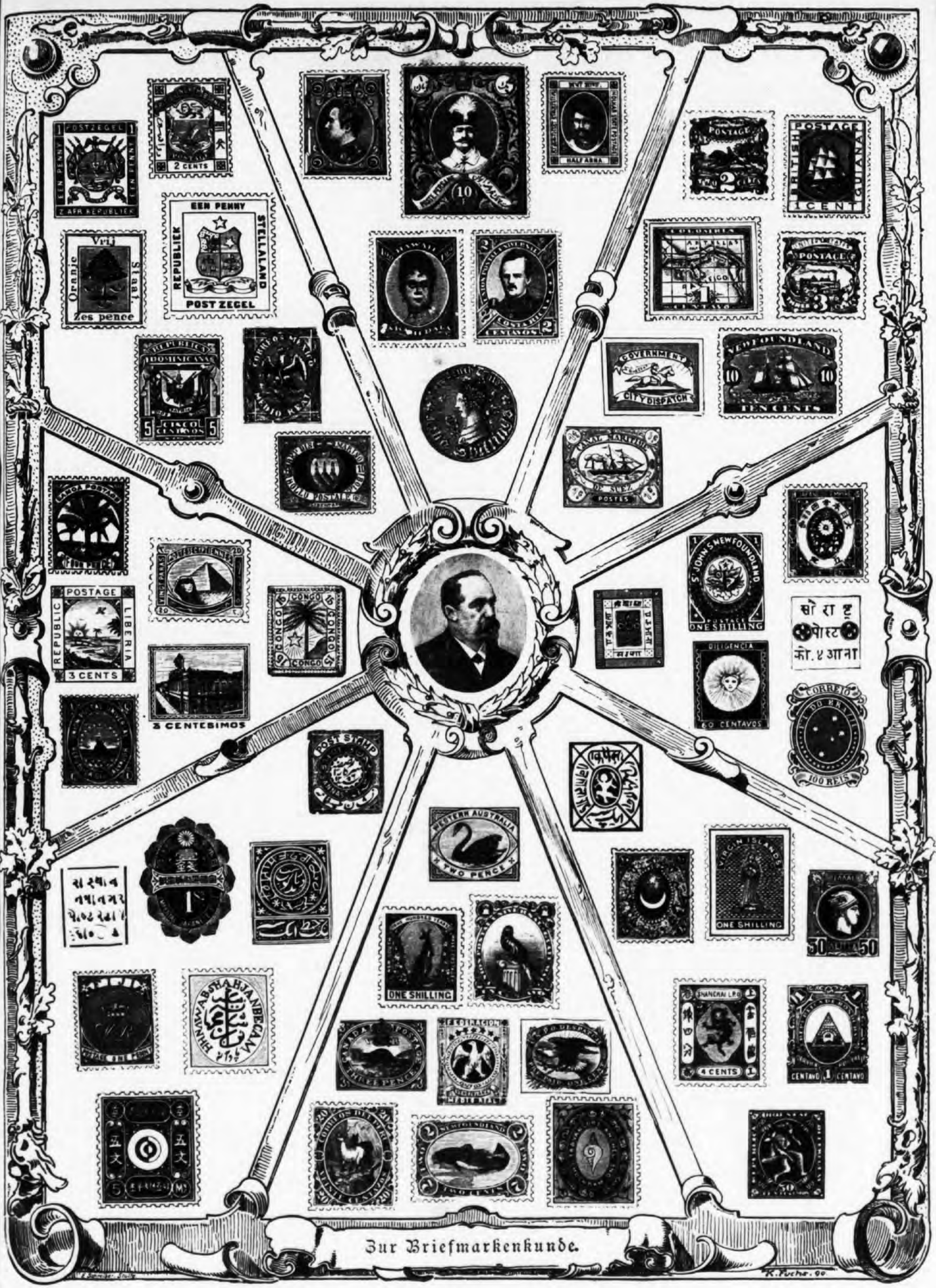
Die angehenden Philologen unter den sammelnden Gymna-
siasten suchen die Schrift- und Namenszüge zu entziffern, wozu
die Philatelie reichste Gelegenheit bietet, besonders bereiten die
indischen Vasallenstaaten Gaidarabad, Rauanagar, Faridkot,
Phopal, Korea, Schwierigkeiten, während man sich mit Spanisch,
Rumänisch, Griechisch schon leicht genug abfindet.

In das Gebiet der Religion, vielmehr der Mythologie, der
Sagen- und Märchenbildung, in das Reich äppigster Phantasien
führt uns die Allegorie ein: Handel und Industrie auf fran-
zösischen Marken, der Götterbote Merkur (Hermes) aus dem
alten Griechenland hat sich auch in die neue Welt (Uruguay
50 c. blau) 1890 hinübergereiset; da ist auch der chinesische,
weltverschlingende Drache; die Marken von den Inseln der sagen-
haften elstauend Jungfrauen haben wenigstens eine Jungfrau
noch auf ihrem Bilde bewahrt.

Alle diese Bilder umschlingen wie ein Kranz das Bild des
Vorsitzenden des Weltpostvereins, Direktor Edmund Höhn in
Bern.

15. Dez. 1893





Zur Briefmarkenkunde.

ihre zuckenden Lippen. Dann sank sie aufsteigend an der Steinbank nieder.

Da fanden sie nachher Sophie und die Müllerin bewußtlos liegend. Sie trugen sie in das Haus, machten schnell heißen Thee und stößten ihr den ein. Anne-Marie kam auch sogleich wieder zur vollen Besinnung; aber auf Sophies Vorschlag blieben beide bis zum Dunkelwerden in der sogenannten guten Stube der Müllerin, damit sich niemand über das verweinte Gesicht der Freundin zu wundern brauchte. Zu Hause angekommen, gelang es Anne-Marie dann auch, ungesehen auf ihr Zimmerchen zu flüchten.

Beate war noch wach und hatte augenscheinlich auf sie gewartet. Vor ihrem liebevoll bittenden Blicke hielt Anne-Maries Fassung nicht lange stand, sie kauerte sich an ihrer Seite nieder und barg den Kopf in dem Schoß der Schwester. Und während Beate beruhigend über das schöne blonde Haar strich, schüttete Anne-Marie all das Leid und Wehe, das ihre Brust zu ersticken drohte, in das teilnehmende Schwesterherz aus. Spät, sehr spät erst suchten und fanden die beiden Schwestern dann die Ruhe.

Ein ununterbrochener Sonntagsbesuch.

Still und traurig ging Anne-Marie die ersten Tage nach dem plötzlichen Abschiede ihres geliebten Lorenz umher, dann kam ihr aber allmählich die alte Frische und Fröhlichkeit wieder zurück. Was schadete es schließlich, wenn sie noch ein oder auch mehrere Jahre warten mußten mit ihrer Heirat, war es nicht schon ein großes Glück, daß sie sich beide so lieb hatten, und daß sie so felsenfest auf ihren Schatz vertrauen durfte! Nein, sie durfte nicht schwächer sein wie er, ihm war der Entschluß, fortzugehen, auch nicht leicht geworden. Sie wollte seiner harren in Liebe und Geduld, wenn er auch vorderhand, so lange seine Ausflüchte noch gänzlich ungewiß waren, kein Lebenszeichen von sich gab, wie er gesagt hatte.

Dem Frömmlingerbauern schien auch eine große Last vom Herzen gefallen zu sein, seitdem er den Verhafteten und Gefürchteten fern wußte.

Am Mittwoch abend war er sehr aufgeregter nach Hause gekommen und hatte ganz unvermittelt zu seiner Tochter gesagt:

„Der Steinberg ist nicht mehr beim Krämer Zahns, hab' ich heute von Meinede gehört.“ Und als seine Tochter kein Wort darauf erwiderte: „Nun, Anne-Marie, Du antwortest und wunderst Dich gar nicht. Hast's etwa schon gewußt?“

„Ja, Vater,“ sagte Anne-Marie, welche sich eifrig in dem weniger beleuchteten Teile des Zimmers zu schaffen machte.

„Und von wem denn, wenn ich fragen darf?“

„Von ihm selbst, Vater.“

„Ja, da müßt' ja doch gleich das Wetter dreinfahren! Hast wirklich den sauberen Patron erst noch gesprochen? Habt euch wohl gar ein Stellbildchen gegeben hinter meinem Rücken, was? Das ist mir ja eine nette Geschichte! — Nun, hast's nicht gehört, daß ich Dich gefragt hab', wirst mir endlich eine Antwort geben?“

Beate zitterte vor Schrecken und vor Angst um die Schwester so, daß ihre schmalen Hände fast nicht das Strickzeug halten konnten. Doch Anne-Marie sagte ruhig wie vorher:

„Ja, Vater, ich will's nicht leugnen.“

„Ja, Vater, ja, Vater,“ wiederholte er ärgerlich ihre Worte. „Mach mich nicht wild, Mädel, mit Deinem ja, Vater.“

„Du hast mich doch aber gefragt —“

„Ach was, schweig stille! — Was habt ihr denn da mit einander verhandelt, wenn ich fragen darf. Bist endlich vernünftig geworden und hast dem Bengel den Laufpaß gegeben? He?“

„Nein, Vater; ich hab' ihm mein Wort gegeben, auf ihn zu warten, bis er wieder kommt. Er hat übrigens seinen Kaufmannsstand aufgegeben und will noch Landmann werden, weil sein alter Vater schwach und krank ist und auf dem Totenbette liegt und die beiden jungen Brüder den Hof noch nicht bewirtschaften können.“

„Aha,“ lachte der Großbauer höhniisch. „Reißt der Wind aus der Luke! Da könnte das schlaue Herrchen sich denn aber doch verrechnet haben.“

„Was willst Du damit sagen, Vater,“ rief Anne-Marie erschrocken und trat dicht vor denselben hin.

„Was ich damit sagen will? Nun, daß Dein schmucker Lorenz denkt, 's lebte sich gewiß ganz gut auf meinem Hofe. Hahaha! Noch bin ich aber da!“

„Hör auf, Vater,“ rief Anne-Marie flammenden Auges und ganz dunkelrot vor Zorn und Empörung, „ich leid's nicht, daß einer so über den Lorenz spricht, auch von Dir nicht, Vater! Lorenz Steinberg ist arm, ja; aber er ist ein kreuzbraver, ehrenhafter Bursch, in dessen Seele kein unredlicher Gedanke kommt, und niemand hat ein Recht, ihn so zu verächtlichen. Und daß Du's nur weißt, Vater, er hat mir wollen freiwillig mein Wort zurückgeben, weil er schon gemeint hat, Du könntest ihm vielleicht solch nichtswürdige Absichten zutrauen. Ich hab's aber nicht angenommen, weil —“

„Dann bist Du dumm genug gewesen,“ fiel der Bauer ihr trockenen Tons ins Wort.

„O, Vater,“ sagte Anne-Marie traurig, „Du bist sonst so gut und gerecht gegen jedermann; warum hast Du Dich nur ganz und gar von den Leuten gegen den einnehmen lassen, der mir doch der liebste ist auf der Welt.“

Wenn Anne-Marie den Vater mit so traurigen Augen ansah, dann wurde es ihm stets sehr unbehaglich zu Mute.

„Ach was, mach keine Klauen, dummes Mädel,“ brummte er deshalb. „Wirst auch schon noch andern Sinnes werden. Nicht allzu lange, hoff' ich, dann heißt's auch bei Dir: Aus den Augen aus dem Sinn.“

„Nein, Vater, niemals,“ sagte sie bestimmt und hob den blonden Kopf stolz und trotzig zu ihm auf. „Und, Väterchen, ich müßte ja nicht Deine Tochter sein, wenn ich ein so erbärmlich wankelmütiges Herz haben sollte!“

„Dummes Zeug! Sieh mich nicht so wunderbar an, Mädel,“ schalt er; aber er ließ die Sache heute auf sich beruhen, weil er sich freute, daß die größte Gefahr, die seinen Zukunftsplänen drohte, vorläufig aus dem Wege geräumt war und noch dazu so ganz ohne jegliches Zutun von seiner Seite.

Infolge dieser guten Laune hatte man den Rest der Woche so ruhig und behaglich auf dem Frömmlingerhof verlebt, wie seit langer Zeit nicht.

Sonntags pflegte sich stets der eine oder andere gute Freund zu einem Plauderstündchen dort einzustellen, manchmal am Nachmittag, manchmal erst zum Abend, das war ein stillschweigendes Uebereinkommen schon von alters her.

Nachbar Meinede und der Wockstetter mit seiner Frau waren zum Beispiel am Sonntag Stammgäste in dem gastreichen Hause, oft kamen der Freihofbauer, der Schulze Arnsdorf dazu und in letzter Zeit regelmäßig auch Fridolin Horrdörfer; letzterer natürlich zu Anne-Maries größtem Vergnügen.

Die alte Fiefe mußte immer gleich nach Tische die große Messing-Familientanne voll Kaffee besorgen, und nachher trank ein jeder davon, wann und so viel er Lust hatte. Umstände pflegte die Bäuerin weiter nicht zu machen, und außer den Festtagen gab es auch nur trockenen Zwieback dazu. Das nötige Rauchgeschirr brachten die Männer selbst mit, Fridolin Horrdörfer, als der Vornehmere, Cigarren, die anderen meist ihre kurzen oder langen Pfeifen.

So war es auch am nächsten Sonntage. Die Frauen saßen an dem großen Eichentische, und die Männer hatten sich's an dem warmen Ofendchen bequem gemacht.

Da wurde hastig an die Thür geklopft, und gleich darauf stürzte Nachtwächter Holzendorf mit ganz verfürtem Gesicht herein.

„Ist denn der Schulze vielleicht hier bei Euch, Frömmlinger,“ fragte er, weil er selbst nicht durch die dicken Tabakswolken hindurch sehen konnte.

„Na, ja, ich bin hier. Aber was soll's denn nur schon wieder, Holzendorf,“ brummte der kleine, runde Mann unmutig. „Könnt Ihr einem denn nicht 'mal am Sonntag sein bißchen Ruhe gönnen.“

„Ach, 's hat ja ein Unglück gegeben, Schulze,“ stieß der also Angeredete hervor; „kommt nur rasch mal mit. Die Magd vom Krämer, die Kathrin, die hat sich's Leben genommen und ist in unserm Dorfteich ins Wasser gegangen.“

„Ach, du lieber Gott! — Mensch, warum sagt Ihr denn das nicht gleich! Lebt sie denn noch? Wo habt Ihr sie denn hingebracht — vielleicht zu ihrem Brotherrn, dem alten Zahns, oder liegt sie noch draußen? Wer hat sie denn überhaupt herausgezogen aus dem Wasser? Holt nur gleich warme Decken von meiner Frau, oder, wenn es nicht anders ist, bringen wir sie zu mir ins Gemeindehaus. Am Ende kann man sie noch wieder ins Leben zurückbringen. Ist denn der Barbier, der alte Stöcklein, schon gerufen?“

So sprudelte der kleine, gutmütige Mann Frage über Frage hervor, ohne eine Antwort darauf abzuwarten. Seine behagliche Ruhe war für den Augenblick vollständig verschwunden, und ohne einen Gruß für die Zurückbleibenden stürmte er hinaus, geradewegs nach der Unglücksstätte.

„Bringt doch nachher 'mal Bescheid, Arnsdorf,“ rief ihm der Frömmlinger nach, „was aus dem Unglücksmädel geworden ist.“ Aber da war er schon längst mit Holzendorf um die nächste Straßenecke verschwunden.

„Ich will lieber 'mal hinter ihm herlaufen,“ erbot sich Nachbar Meinede, „man will doch auch gern wissen, was daraus wird, wenn's auch wohl für mich nichts mehr zu helfen gibt.“

Man ließ ihn gehen und sah sich voll Entsetzen über das Gehörte an, nur der Horrdörfer starrte angelegentlich durch das Fenster in die Dunkelheit. Nach einer ganzen Pause erst drehte er sich wieder um.

„Na ja,“ meinte er dann, „bis Meinede zurückkommt, will ich noch hier bleiben, dann muß ich aber fort. Und, daß ich's nicht ganz vergesse in dem Schreck, Frömmlinger, ich wollt' Euch sagen: kommt doch heute über acht Tage zu mir auf den Unterhof; ich hab' neulich ein Käßchen Wein gekriegt, vom Rhein her, das sollt' Ihr mit probiren. Und Ihr auch, Wockstetter, hört Ihr.“

„Können wir machen, Herr Vetter. Werden uns pünktlich einstellen. Am Abend doch, nicht wahr? Na, schön, wir werden kommen.“

„'s ist doch 'ne wahre Schande,“ lamentirte inzwischen die Wockstetterin gegen die anderen ernst und schweigend blickenden Frauen. „Ist das in dieser Welt jetzt eine Wirtschaft! Keine Zucht und keine Ehrbarkeit mehr unter den Mädchen. So ein schändliches, lieberliches Geschöpf eine Selbstmörderin! Ja, ja, das kennt man schon, erbiß der Schande den Kopf abgebissen, und dann geht's ins Wasser. So ein kleiner Sprung, denken sie, dann ist alles vorbei.“

„In die Erd' hinein solltet Ihr Euch schämen, Wockstetterin,“ rief Anne-Marie Frömmlinger flammenden Auges, ehe noch Beate oder die Mutter etwas auf die lieblose, giftige Urtheil antworten konnte. „Habt Ihr denn nur gar kein Fünkchen von Mitleid in der Brust und meint Ihr wirklich, es sei etwas so Leichtes und Lustiges — so ein Sprung ins Wasser! O, Tante Wockstetter, wie konntet Ihr so etwas sagen!“

„Na, na, Kindchen, ereifere Dich nur nicht. Hm, hab's wohl gehört, wie es mit der ehrvergessenen Dirne gestanden hat.“

„Jetzt kann sie sich nicht mehr verteidigen, da hab' Ihr leicht schmähen, und ich mein', grad im Tode da müßte wohl aller Haß und Schimpf und Hohn verstummen. Wie kann denn jetzt noch ein Mensch wissen, wie verzweifelt das arme Wesen gewesen ist und — wer sie vielleicht in den Tod hineingetrieben hat!“

„Nicht wahr, Zumpfer Anne-Marie,“ meinte jetzt Fridolin Horrdörfer, in dessen Brust bei Anne-Maries warmer Verteidigung wieder einmal alle bösen Leidenschaften entseffelt wurden. „Ja, ja, stille Wasser sind tief, das ist 'ne alte Regel,“ fuhr er fort, „und Ihr habt recht; wenn es so ist, wie die Wockstetterin meint, dann hat das Mädel vielleicht nicht die meiste Schuld.“

„Na, er ist ja aber seit Montag über alle Berge, der Kathrin ihr sauberer Schatz, da hat sie gewiß gedacht, er läßt sie nun doch sitzen.“

Man sah, der junge Bauer war in furchtbarer Aufregung und seine breite Brust leuchtete förmlich, als er die Worte hervorstieß. Die stahlgrauen Augen hatten dabei einen grünlich schillernden Schein angenommen.

Zum erstenmale empfand auch Beate einen Schauer vor der wilden, zügellosen Leidenschaft dieses Mannes.

„Wir sind ja nicht zu ihrem Richter bestellt, und der barmherzige Gott wird ihrer armen, verzweifelten Seele wohl gnädig sein,“ sagte sie dann sanft und beruhigend zu der empörten Wockstetterin.

Anne-Marie war bei Fridolin Horrdörfers Worten bleich geworden bis in die Lippen. Ihrer selbst nicht mehr mächtig, trat sie nun dicht vor ihn hin, so daß sie den anderen den Rücken zuwandte.

„Pui, Horrdörfer,“ sagte sie leise, aber mit grenzenloser Verachtung in der Stimme, „pui über den Mann, der auf solchen Mitteln greift, um seinen Nebenbuhler zu überwinden! Ihr wißt so gut wie ich, daß mein Geliebter der Lorenz Steinberg, den Ihr ja nur meinen könnt, keine Schuld hat an dem Tode der armen Kathrin; und ich würde es für eine Sünde halten, wenn ich auch nur einen Augenblick an ihm zweifeln wollte. Wenn ich Euch nun mit gleicher Münze heimzahlen wollte,“ fuhr sie noch leiser nur ihm allein verständlich fort, „dann könnt' ich Euch erzählen, daß mir die Leute schon vor Wochen einen ganz andern Mann genannt haben, der mit falschen Worten das Herz der armen, jungen Dienstmagd behör't hat. Soll ich Euch seinen Namen nennen, Fridolin Horrdörfer, oder wißt Ihr so, wen ich meine?“ fügte sie langsam jedes Wort betonend, hinzu, indem ihre blauen Augen durchdringend auf den wutentstellten Zügen des jungen Großbauern ruhten.

„Hütet Euch, Anne-Marie,“ knirschte er zwischen den Zähnen, „reizt mich nicht zum Aeußersten. Ich habe Euch viel zu gute gehalten, aber 'mal könnte meine Langmut doch auch ein Ende nehmen, und dann —“

„Dann sollte es mir lieb sein, Horrdörfer, ich wüßte nichts sehnlicher,“ unterbrach sie ihn kalt. „Und was die arme Kathrin und ihren Schatz anbetrifft — Ihr braucht keine Angst zu haben, daß ich das Gered' vielleicht weit schwabe, das Geklatsch ist mir zu erbärmlich und schmutzig.“

„Das sollst Du büßen, Hoffärtige, so wahr ich Fridolin Horrdörfer heiße,“ wüthete er in seinem Geiste während doch kein Laut über seine Lippen kam, als Anne-Marie Frömmlinger ihm jetzt den Rücken wandte und zu den Tisch zu den anderen zurückging.

Frau Karoline war inzwischen mit dem Frömmlinger auf die Straße gegangen, um etwas Näheres darüber Erfahrung zu bringen, wie sich das Unglück zugetragen hatte. Jetzt kamen sie mit Meinede zusammen wieder herein.

Der sonst so lustige Nachbar war leichenbläß und zitterte am ganzen Körper vor Entsetzen.

„Kinder, sie ist wirklich tot,“ stammelte er, „ich hab' sie auch gesehen. Schrecklich, sage ich euch, und noch ein blutjunges Ding. Sie haben sie vorläufig nach Arnsdorfs Hause gebracht, weil die Krämersleute sie nicht wieder bei sich aufnehmen wollten. Alle Achtung aber dem Schulzen seiner Frau; sie hat sich redlich um das arme Geschöpf bemüht.“

Eine lange, traurige Pause folgte diesen mittheilungsvollen Worten des kleinen Mannes.

Herrn Amtsrichter Fraenkel
ergebenst
Kalchhoff



1900.

48. Jahrgang.

14. Heft.

Preis des Heftes 30 Pf.
Jährlich erscheinen 28 Hefte.

Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart Leipzig

G. Hynais

Illustrirte Welt

Inhalt des vierzehnten Heftes.

Text:	Seite	Illustrationen:	Seite
Herzensprüfungen. Roman von Alexander Kömer. Fortsetzung	321	Wildegeier. Gemälde von H. Koesler	321
So lieb, Gedicht von Marie Böbel	327	Rittern der Babel im Wiener Stadtpark. Originalzeichnung von W. Gause	324
Für die Hausfrau. Von Luise Dolle	327	Vom südafrikanischen Kriegshauptquartier: Duren beschließen einen auf dem Wege nach Durban bestimmben Eisenbahnbau des General G. J. Bull. Zeichnung von René Bull	325
Rechtungsapparat aus Feuergefahr (mit Abbildung)	330	Kriegsschiffmodell im Emden Rathaus	328
Vajjoll. Erzählung aus der französischen Revolution. Nach J. Claretie. Fortsetzung	338	Liebesgruß. Gemälde von W. von Czajkowski (Text S. 335)	329
Wie werden unsere Briefmarken hergestellt? Von Dr. F. Kallhoff (mit fünf Abbildungen)	339	Pariser Weltausstellung 1900: Das Schweizerdorf. Zeichnung von A. Trianon (Text S. 335)	332 u. 333
Marias Sieg. Erzählung von F. Ottmer	343	Das neue Waisenhaus der Stadt Karlsruhe. Photographische Aufnahme	336
Neue Bücher und Schriften - allerlei Kurzwelt: Rätsel und Lösungen - Schach	343	Die Guglia di Brenta in Südtirol. Originalzeichnung von G. L. Compton	336
Was Küche, Haus und Hof	343	Ein schwarzer Gedanke. Gemälde von G. Daalen (Text S. 337)	337
Was gibt es Neues?	344	Kriegsmedien. Gemälde von Niccolò Barabino (Text S. 335)	340
		Der Ritter in der Not. Originalzeichnungen mit Text von Joh. Vahr	341

Briefkasten.

Für die vielen freundlichen Neujahrgrüße und -Wünsche danken verbindlichst

Redaktion und Rätsekonkel der „Illustr. Welt“.

Leonie K. in D. Darüber orientiert Sie in trefflicher Weise die eben erschienene, hübsch illustrierte Nr. 253 der Europäischen Wanderbilder „Kuchhaus Davos“. Zürich, Verlag von Orell Füssli. 50 Pfg.

P. in P. Na, na!

M. H. in Waldheim. Es sind weit über hundert Konkurrenten da. Benno M. in Wien. Sendung erhalten.

A. R. 30. Besorgt, Gruß! „Frau Gertrud“ in L. „Dokumente der Frauen“, Halbmonatsschrift, jährlich 3 H. Wien VI, Magdalenenstraße 12.

J. H. in Wien. Wir danken für Ihr freundliches Interesse, so geht's allerdings noch besser. Junge Hausfrau in D. Verfertigte Wäsche behandelt man folgendermaßen: Man bereitet aus 100 Gramm Chloralkali, den jeder Drogist vorrätig hat, und 900 Gramm heißem Wasser eine Chloralkalilösung. Nachdem diese sich geklärt hat, taucht man in dieselbe einen Wolltuch oder ein kleines Lappchen und bestreicht damit sanft die verfertigten Teile der Wäsche. — Hat man verfertigte, gefärbte

Wäsche, zum Beispiel Oberhemden, Kragen, Manschetten, muß vor der Behandlung der Wäsche mit der Chloralkalilösung die Stärke mittels heißen Wassers beseitigt werden. Sobald die verfertigte Stelle verschwunden und die Wäsche wieder weich wird, wäscht man mit kaltem Wasser gründlich die Chloralkalilösung aus.

Major L. in E. Ihr liebenswürdiges Schreiben hat uns recht erfreut. F. G. in O. u. L. Nein, das Jahr 1900 ist kein Schaltjahr. Nach dem Gregorianischen Kalender unterbleibt im letzten Jahr eines jeden Jahrhunderts die Einfügung eines Schalttages, außer wenn die Zahl der nach Ablauf des Jahres verfloßenen Jahrhunderte durch vier teilbar ist. So waren die Jahre 1700 und 1800 keine Schaltjahre, 1900 wird auch keines sein, wohl aber 2000, 2400 und 2800 und so weiter.

Otto F. in H. Siehe Heft 11. „Ludwig“ in M. Vereimite Prosa! Ludwig R. in Budapest. Nach Einfindung der Abonnementsquittung. G. F. in Karau.

(„On pense, on pense encore A celle qu'on adore, Et l'on revient toujours A ses premiers amours“ flammte aus einer Komödie der zuerst 1814 in Paris aufgeführten Oper „Jouards Joconde“.

D. M. in L. Nein, so viel Liebenswürdigkeit besitzen wir nicht. W. Schultze in B. Freundliche Grüße, auch vom „R. Z.“! H. W. in D. bei R. Pl. 37, 8. J. M. in E. Die Geschichte mit dem „Feuerzeug“ ist ja ganz prächtig, hier aber können wir sie doch nicht gut wiedergeben.

Gans S. in M. In Heft 12 erledigt. G. Gerlach in Farnowik. Das Lied „Ob sie wohl kommen wird am Allerheiligentag“ ist von M. G. Sappir.

Alfred B. in Wintertur. Das „Kranzbauch Volkslied“, Text von muziel van Catharina F. van Kees. Door den Volksraad in Pretoria als „Ons Volkslied“ angenommen in 1876“, erhalten Sie durch die deutschen Verleger P. Schott's Söhne in Mainz. Dem urprünglichen Text ist auch eine treffliche deutsche Uebersetzung von M. K. Schent beigegeben.

Albert L. in Neuyork. Nicht verwendbar. L. M., Lehrer in G. 1. Noch nicht ganz druckreif. 2. Uniform Graphologen übergeben. — Freundliche Gegengrüße! Fortsetzung 3. Seite des Umschlages.

Handschriftenbeurteilung.

Peterfilie im Garten. Lebhaft, thätig, unternehmend. Warmes Gemüt. Der Leidenschaft fähig. Zuverlässig und ehrlich. Erwerbssinn fehlt nicht. Egoistisch, aber mehr für seine Nächsten und Liebsten als für sich persönlich. Redthaberisch, doch kann er sich anpassen und vor- und nachgeben, wenn er will.

Anton. Die unnatürlich, übertrieben langen und hohen Buchstaben beweisen große Eitelkeit, und in Verbindung mit den Schnörkeln und den Aufrollungen in d und den unproportionierten u-Beichen ver-

dauernd bei einer übernommenen Aufgabe, aber nicht sehr biegsam und nicht liebenswürdig sich anpassen und unterordnen lösend. Zuverlässig in Ihren Ausführungen, gerecht im Urteil. Sinn für Humor und etwelche Phantasie, aber auch Eitelkeit, hauptsächlich in geistiger Beziehung, und etwas Selbstgefälligkeit fehlen nicht. Mehr eine feine als grob angelegte Natur, die in Details einzudringen die Neigung hat und nicht alles in Hauf und Pogen nimmt. Guter Geschmack.

Rudolf, Barren I. Fest, bestimmt, rasch und thätig, aber auch etwas dorb, wenig Zart- und Feingefühl. Arbeitbar in hohem Grad, doch wenig liebenswürdig. Keine Distinktion. Leicht in eine gewisse Breitpurigkeit verfallend. Leidenschaftlich, oft sogar ungestüm im Empfinden. Alles eher ernst nehmend. Also auch den Genuß. Vorwiegend materielle und praktische Interessen. Begabungsfähig.

Großer Hans. Viel Herz und viel Gefühl. Wohlwollend, lebhaft, beweglich. Im Verkehr höflich, zuvorkommend. Schwierigkeiten und Unangenehmes wissen Sie geschickt zu umgehen. Ihre Pläne und Gedanken erfährt man nicht so leicht. Ausdauernd und konsequent. Vielseitig veranlagt, geschickt im Kombinieren, leistungsfähig, aber hauptsächlich auf materiellem Gebiet. Weniger selbstständig in der Produktion neuer Ideen, als geschickt im Bewerten von bereits Gegebenem. Keine Phantasie. Ziemiich nüchtern. Verständig.

Reingoennheim, Brief aus Speyer. Der Schreiber ist nervös, lebhaft, erregbar, im Verkehr schwierig, weil launisch. Man verläßt sich besser nicht zu viel auf seine Aussagen, denn seine Ansichten wechseln des öftern, auch ist er mißtrauisch und strebt nach Vorsicht. Hier tritt er mit übertriebener Bescheidenheit auf, dort mit unangenehmer Sicherheit und Breitpurigkeit. Der Schreiber ist sehr egoistisch, hat Freude am Besitz, aber keine anhaltende Energie. Etwas Phantasie ist vorhanden. Irgend ein Druck oder Zwang scheint zur Zeit der Abfassung des Briefes auf ihm gelegen zu haben.

Alter Abonnent in Kaiserlautern. Eine unangenehme Schärfe macht sich in Ihrer Schrift geltend. Sie sind sehr bestimmt und energisch, haben einen klaren Kopf und ein durch den Verstand stark beeinflusstes Empfinden. Da Sie eigenständig und beharrlich auf Ihren Ansichten bestehen können, überhaupt wenig nachgiebig sind, mag es nicht immer leicht sein, mit Ihnen friedlich auszukommen. Gelegentlich spotten Sie gern und üben auch strenge Kritik. Selbstbewußt und selbstgefällig, sich Ihres Wertes und Ihrer Tugenden wohl bewußt. Sehr vertrauenswürdig und wahr, sich im intimen Verkehr bewährend. Starker Logiker.

H. L. in D. Der sehr einfache und dabei doch feste Duktus Ihrer Schrift deutet weniger auf eigenartige, besondere Charakterentwicklung als auf einfaches, natürliches, einer gewissen Festigkeit nicht entbehrendes Wesen. Die große Klarheit und Lesbarkeit in Ver-

bindung mit dem wohl bemessenen Abstand zwischen den einzelnen Wörtern und Linien deutet auf Liebe zur Klarheit; die weitgezogene Schrift auf Mittelsamkeit und Umgänglichkeit; die rasch hingeworfene Schrift, in Verbindung mit den feil auffahrenden, spitzen Endungen

*Komm mir zuvorn,
Nur sieh mich fallst
Liedt immer Run*

auf ein lebhaftes, im Kerger jornig werdendes Temperament. Die gegen das Ende, bei offenen o, a und so weiter, abnehmenden Wörter beweisen die Fähigkeit, klug zu schweigen, wo man nicht reden will. Sie durchschauen andre leichter, als man Sie durchschaut. Die spitzen Minuskeln bei liegender Schriftlage verraten Egoismus, dieser erstreckt sich aber auch auf die Ihnen am nächsten Stehenden, nicht nur auf Sie persönlich. Wenig Weichheit und wenig liebenswürdiges, schmieg-sames Wesen liegt in dem ganzen, aller Biegsamkeit und Weichheit entbehrenden Duktus. Alles in allem: Ein sich nach keiner Richtung hervortuender, aber ein tüchtiger, brauchbarer, mehr fürs Praktische als fürs Theoretische geeigneter Mann.

Carlo, Wien. Sie sind ein lebhafter, begeisterungsfähiger, im geselligen Verkehr liebenswürdiger und mittelsamer Mann, diskutieren gern, werden aber nie schroff. Großer Verantwortlichkeit weichen Sie gern aus, und allzu fest baut man besser nicht auf Sie. Ihr Wollen ist mehr lebhaft als andauernd energisch. Ihr Urteil entbehrt der Objektivität, es wird zu sehr beeinflusst durch Ihre subjektiven Empfinden. Sie legen Wert auf Eleganz und gute Manieren, streben auch irgendwie hoch hinaus, aber Ihr Geschmack ist nicht verfeinert, und oft verfallen Sie in Geschmacklosigkeit. Sie machen Präntationen, sind eitel und selbstbewußt. Sie empfinden warm und lebhaft. Ihre Interessen sind vorwiegend materieller Art. Sie lieben einen gewissen Komfort, sind an sorglose Verhältnisse gewöhnt und eignen sich nur schlecht zum Asten.

Beichen in B. (Oesterreich). Sicher und gewandt im Auftreten, energisch und rasch entschlossen im Handeln, warm und kräftig in der Empfindung, egoistisch in den Gefühlen. Schlagfertig, diskussions-lustig. Gern widersprechen. Alles Kleinliche und Enge liegt Ihrem Wesen fern. Und so weiter.

L. Meyer, Mairfeld bei Ragaz (Schweiz).

Nur 1 Mark
vierteljährlich, 67 Pfg. für 2 Monate, 34 Pfg. für 1 Monat kostet bei allen Postanstalten und Landbriefträgern die täglich in 8 Seiten großen Format erscheinende, reichhaltige, liberale
Berliner Morgen-Zeitung
nebst „tägl. Familienblatt“ mit feinsten Erzählungen.
Die große Abonnentenzahl (ca. 150 000 im Winter) (ca. 125 000 im Sommer) ist der beste Beweis, daß die politische Haltung und das Vielerlei, welches sie für Haus und Familie an Unterhaltung und Belehrung bringt, großen Beifall findet. Probe-Nummern erhält man gratis durch die Expedition der „Berliner Morgen-Zeitung“, Berlin SW.

Für Orchester, Schule u. Haus.

Musikinstrumente
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Geschäftshäuser: St. Petersburg, Moskau, London.
Illustrirte Preisliste frei.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
In 3. Auflage ist soeben erschienen:
Vom Schulmäd- bis zur Grossmutter.
Mauderlein von Tony Schumacher.
Elegant in Leinwand gebunden M. 4.—; in roter Seide gebunden M. 5.—
Die Verfasserin führt uns in die Kinderstube zu den ganz kleinen Mädchen, die in so vielen Fällen eigentlich „Jungens“ hätten sein sollen. Sie schildert die lustigen Streiche der Schulmäd- und Bassfische, sie läßt Liebes- und Brautleben, Eheglück und Eheleid an uns vorüberziehen und gerückt auch der verschiedenen Arten von Stiefmüttern, Witwen, alten Jungfern und Tanten, in sein empfindender warmer Weile. Das schon ausgestattete Büchlein mit seiner Fülle von praktischen und heilsamen Rathschlägen eignet sich in hervorragender Weise als Geschenk für alle Lebensalter.
Eine herzerquickliche Lektüre am Familientisch.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

„Schlafa patent“.

Neue Metall-Springfeder-Matratze mit elastischen Seitenkanten. Eiserner und Metall-Bettstellen für Erwachsene und Kinder. Einrichtung ganzer Hotels, Pensionate etc. Manverlange Catalog II, gratis und franco.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, Berlin, Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr.

„Villa Margaretha“ in Nessel bei Loxstedt (Provinz Hamm.) conc. Heilanstalt für **Alkoholranke** Herzerkrankte und Nervöse.
Dr. med. Arons, Chr. G. Tienken. Mässige Preise. Prospekte frei.

In jeder Buchhandlung ist portofrei u. umsonst zu haben:
Das Wesen der Aneippur. Von Stabsarzt W. Alt. Mitteln. Kurzbiographie Aneipp's und einem Bericht über dessen großartige Erfolge. 108 Bstl. 1 Hft. Buchhandlung „Komplett“ Garmisch.

Graue Haare
erhalten ihre ursprüngliche Farbe von Blond, Braun od. Schwarz sofort, dauernd wasch-echt wieder d. mein unschädlich u. nützliches Mittel „Kinoir“ (zersetzt, gesch.) à 4 M. — 1 Jahr ausreichend. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56, (Kolonnaden) bei Franz Schwarzlose.

Ideale Büste
ERZIELT M. DURCH D.
PILULES ORIENTALES aus d. Apoth. Havis, Paris 100, Rue Montmartre, d. einzigen, welche ohne a. Gesundh. s. schaden, die Entwicklung u. d. Festigkeit der Formen der Büste bei d. Frau sichern. Flac. m. Notiz M. 5.— Dep. Berlin: Apoth. Havis, Spandauerstr. 77; München: Apoth. Kummel, Sendlingerstr. 13; Wien: Apoth. Pannoferra, Singerstr. 15.
* Fidelitas. *
Zeitschrift, enthaltend Lustspiele, Soloszenen, Couplets (mit Musik), Vorträge, Gesellschaftsspiele u. dgl. Monatlich 1 Hft. Halbjährlich 2.—. Probeheft entb. 8 Etude franco. f. 40 Pf.
O. A. Koch's Verlag, Dresden.

Musik-Instrum.-Katalog (Illustr.) vers. frei! Max Vormeyer, Leipzig 25.

Rhein-Nahe-Mosel- und Rothweine bezieht man vortheilhaft b. Stamm- u. Oberlinger, Kreuznach, Weingüßel, u. Weinbbl. Preisliste auf Wunsch zu Gebot.

Feinste Kanariensänger mit prachtv. Hohl- u. Klingelrollen, Knorren, Pfeifen u. Hohlflöten in langen, tiefen, sanften Tönen à 7, 8, 9, 10, 12, 15 Mk.; Garant: vorzügl. Sänger, gesund. Ank. vers. R. Buhl, Hirschfeld, Sa. Präm. gold. Medaille. Tausende. Illustr. Kataloge gr. u. franco.

Polyphon Selbstspielende Musikwerke zum Preise v. 20 Mk. aufwärts liefert geg. Monatsraten von 3 Mk. an die Musikalien-Handlung Bial, Freund & Co. in Breslau. Ausführl. Katal. gratis.

Regierungs-Kommissar **Technikum Altenburg S.-A.** für Maschinenbau u. Chemie. Lehrwerkstätte. Programme kostenfrei.

Kanarienvögel, erste und grösste Bezugsquelle. Die edelsten Sänger beziehen Sie per Post nach allen Orten Europas. Preis-Kataloge frei. W. Gönneke, St. Andreasberg i. Harz.

Menzel's Patentbureau erzieht u. verwerthet Patente. Patentbureau Menzel. Berlin 1879.



Herzensprüfungen.

Roman
von
Alexander Kömer.
(Fortsetzung.)

Auf einmal ging eine hörbare Bewegung durch die ganze Versammlung, und Fanny hob erschrocken den Kopf. Nach Verlesung der einleitenden Sätze, die sie zerstreut vernommen, ward ihr Name laut genannt und elektrifizierte augenblicklich alle Hörer.

„Zu meiner Universalerin, nach Abzug aller Legate und übrigen Zuwendungen, sehe ich Fräulein Fanny Steinhof, die Bruderstochter meiner Haushälterin

Minna Steinhof, ein, mit der Bitte, bei Antritt des Erbes meinen Namen anzunehmen und sich von da ab Fanny Matoich zu schreiben.

„Die landesherrliche Genehmigung zu solchem Namenswechsel wird mein Testamentsvollstrecker, Herr Justizrat Kosmer, zu erlangen sich bemühen.

„Ich hoffe und erwarte von meiner Erbin, deren Charakter und Sinnesart ich richtig zu beurteilen glaube, daß sie sich der großen Aufgabe und Verantwortung, die ich ihr überweise, bewußt werden und sich bemühen wird, in meinem Sinn und Geist den Beamten und Arbeitern auf den Werken, die ich aus kleinen Anfängen zu ihrer jetzigen Ausdehnung erweiterte, eine kluge und gerechte Herrin zu sein.

„Ich bitte herzlichst meinen treuen und bewährten Mitarbeiter, den Herrn Kommerzienrat Hellwald, die Leitung des Besitzes, wie bisher, in seiner erfahrenen

Hand zu behalten, und rüste ihn bis zur Volljährigkeit meiner Erbin mit allen nötigen Vollmachten dafür aus.

„Nach Uebernahme der Herrschaft an dem genannten Termin wird meine Erbin, der meine speziellen Wünsche noch in einem abgeordneten Kodizill, das sie am Tage ihrer Mündigwerdung zu eröffnen hat, ausgesprochen sind, sich mit dem Herrn Kommerzienrat über alles weitere verständigen.

„Herrn Egon Hellwald, meinem lieben Vaten, vermache ich die Barsumme von 300 000 Reichsmark zu freier Verfügung, spreche aber auch ihm die Bitte aus, ferner auf seinem Posten zu bleiben und meiner Erbin seine Dienste weiter zu widmen.“

Der Justizrat hielt inne mit der Verlesung, denn die Erregung der Anwesenden gab sich durch mancherlei Zeichen kund.



Wißbegierig. Nach dem Gemälde von F. Hanfstängl.

Copyright 1898 by Franz Hanfstängl, München.

Frau Kommerzienrat war fassungslos, und nur der eiserne Druck ihres neben ihr sitzenden Gemahls, der ihr Handgelenk umspannte, vermochte sie auf ihrem Sisse zu halten. Ihr brauste es vor den Ohren und stimmerte es vor den Augen. Das war ja unerhört! Das übertraf ja alle Möglichkeiten! Ihr Egon enterbt!

Die stattliche Summe von 300 000 Reichsmark erachtete sie diesem fürstlichen Reichtum gegenüber für eine Bagatelle. — Und das zu Gunsten dieser Abenteuerin, dieser hergelaufenen Person, die da nun ungemein geschickt die Miene höchster Ueberraschung annahm.

Hätten Blide töten können, so wäre Fanny tot umgesunken unter den feindlichen Geschossen, die auf sie gerichtet wurden.

Egon war bleich bis an die Lippen. Ihm wankte der Boden unter den Füßen. Er hatte nie im Ernst Sorge gefühlt, sich als künftiger Herrscher hier felsenfest gegründet gewähnt. Und nun — schier abergläubisch und entsetzt schaute er auf dieses zarte, junge Mädchen, die da, vom Arm der Justizrätin umschlungen, zitternd stand und beide Hände an die Schläfen preßte.

Der Kommerzienrat allein sah unbewegt, und keiner konnte auf seinen Zügen Ueberraschung oder Enttäuschung lesen.

Hinten, in den Reihen der Direktoren, Beamten und Ingenieure, war ein Gemurmel entstanden, ein wohlwollendes, zustimmendes. Und als Fannys verstörte, umflorte Augen auf sie sich richteten, begegnete sie einem ehrfurchtsvollen Neigen und Grüßen von alten und jungen Köpfen.

Sie stand da überwältigt, noch keines klaren Gedankens fähig. Sie hob unwillkürlich mit einer rührend kindlichen Gebärde ihre Hände empor, wie eine Bittende, Hilfesuchende, und sagte mit leiser, erstickter Stimme: „Gott helfe mir!“

Der Justizrat bat, die Verlesung fortsetzen zu dürfen.

Fanny sank auf ihren Stuhl zurück und blieb da mit am Boden haftenden Augen. Sie hörte kaum noch etwas von dem übrigen Teil des Testaments, das noch zahlreiche Anordnungen und Schenkungen enthielt. Auch die Tante war reich bedacht.

Als die Zeremonie endlich beendet war, trat der Justizrat als erster Glückwünschender ehrerbietig zu ihr heran. Dann folgte der Kommerzienrat, und unter gewaltiger Anstrengung auch Egon. Die Kommerzienrätin vermochte es nicht, sie hatte rasch den Saal verlassen.

Fanny sah alles wie durch einen Nebel.

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie, „doch Sie verzeihen, ich kann mich noch nicht zurechtfinden.“

Der Kommerzienrat beobachtete sie scharf.

War sie wirklich völlig überrascht? Hatte sie keine Ahnung von den Absichten ihres Sönners gehabt? Seine Frau schilderte ihm dieses junge Mädchen seit lange als eine Intrigantin. Er hatte sich bisher zu wenig mit ihr beschäftigt, um sie beurteilen zu können.

Durch diesen, auch ihm unerwartet kommenden Akt des Erblassers, seines alten Freundes, den er so genau zu kennen geglaubt, war auch er innerlich verstört. Wenn er auch in dem streng gerechten Sinn, der ihn auszeichnete, manches verstand, was den alten Herrn bestimmt haben mochte, seinen Sohn Egon nicht zu seinem Erben einzusetzen — Egon hatte mit keinem Blutstropfen, mit keiner geistigen Regung zu dem Alten gehört —, er tadelte doch in seinem Herzen diese wunderliche That, einem Mädchen, einem Weibe, das sich auf einen Stärkeren lehnen mußte, diese große Verantwortung zu übertragen.

Hatte der alte, besonnene Mann sich durch die Liebe zu diesem jungen Wesen so verblenden lassen können, daß sein scharfer Verstand ihm darüber abhandeln kam? Wer ergründet die Tiefen eines Menschen, herzens?

Diese verwirrten, schmerzlich bewegten Züge des jungen Gesichts da vor ihm waren indes nicht die Maske einer Heuchlerin, seine Menschenkenntnis mußte ihn denn ganz im Stich lassen. Und so wurde sein Händedruck warm und ehrlich.

In seinen Räumen folgte eine stürmische Familienszene, die er so viel als möglich einzudämmen sich redlich mühte. Seine gute Frau war ja bei all ihrer vielgerühmten Klugheit, wenn ihre eigensten Interessen in Frage kamen, vernünftigen und vorurteilsfreien Erwägungen nicht zugänglich. Er machte daher auch keine Versuche in der Richtung bei ihr. Mehr lag ihm an der Haltung seines Sohnes. Er wünschte und hoffte, daß dessen Selbstbewußtsein ihm über die Enttäuschung hinweghelfen werde.

Egon hörte der Mutter entrüstete Zornausbrüche mit einer zustimmenden Befriedigung an, ohne sich geradezu daran zu beteiligen. Seine Miene drückte eine stolze Verachtung dieser „tollen Farce“, wie er es nannte, aus, und er konnte sich die Bemerkung nicht verlagern, daß er den Alten immer für einen

„verbohrten Kerl“ gehalten habe, der sich nun nach seinem Tode noch solch ein glänzendes Denkmal seiner Dummheit setze.

„Na — nur zu!“ meinte er spöttisch, „möge das Dämchen, diese Ramsell Steinhoffen, von jetzt ab Fräulein Matosch, zusehen, wie sie fertig wird. Ich schüttle hier bald den Staub von meinen Füßen.“

Die Hand seines Vaters legte sich einen Moment schwer auf seine Schultern. Der Kommerzienrat war eine markige, würdevolle Erscheinung, mit seinem eisengrauen Haar und Vollbart, der breiten, edigen Stirn und den dunklen, scharfen Augen.

„Egon!“ sagte er, „du sprichst von einem Manne, der dir eben von keiner andern Notwendigkeit als freier Zuneigung diktiert, ein Legat von 300 000 Reichsmark bestimmte. Mchtest du mit dieser Aeußerung vor das Antlitz des Ehrenmannes treten, dessen Wandel bis zur letzten Stunde lauter und rechtschaffen war? Lebe ihm nach! Das ist mein Wunsch für dich.“

Der Kommerzienrat verließ mit dröhnendem Schritt das Zimmer.

Egon sah ihm finster nach und zuckte die Achseln. „Sprich nie mehr mit dem Vater über die Sache, Mama,“ sagte er hochfahrend, „seine Jugend liegt hinter ihm, da ist es leichter, hohen Standpunkt einzunehmen. Ich weiß übrigens selbst genau, was ich wert bin, und dieses kleine Mädchen bringt mich nicht aus meiner Bahn.“

„O Egon! Wie hasse ich die Person!“ rief Frau Kommerzienrätin grimmig.

„Hassen?“ Egons Miene war sehr spöttisch. „Dazu ist sie zu hübsch, Mama. Das Gescheiteste wäre vielleicht, wenn ich sie heiratete.“

„Egon!“

Egon lachte laut. „Na, Mama, ich wollte nur dein Entsetzen herausfordern, so weit sind wir denn doch noch nicht.“

Fanny fand sich nach der Testamentsöffnung mit der Tante in ihrem Zimmer, sie wußte nicht, wie sie dahin gekommen, nicht, was mit ihr geschehen war. Ein geordneter Gedanke war noch nicht in ihrem Kopf.

Die Tante stand da, steif und starr, und hatte ihr noch nicht einmal Glück gewünscht. Fanny fiel ihr jetzt um den Hals.

„Mein Gott, Tante! Was sagst du denn dazu? Hast du eine Ahnung davon gehabt?“

„Ich? — Bei unserm Herrgott! Wie kommst du auf den Gedanken?“ rief die Alte ganz entsetzt. „Mir zittern ja noch alle Glieder, wer hätte denn auf so etwas verfallen können? Ich — ich kann den alten Herrn gar nicht begreifen.“

Fanny sank wie betäubt auf einen Stuhl. „Ich auch nicht,“ sagte sie treuherzig.

Die Tante kramte geschäftig, ohne jede Notwendigkeit, im Zimmer umher. „Du solltest nur zu deiner Justizrätin hinübergehen,“ begann sie, „zu denen gehörst du nun besser als zu mir. Mein Gott! Man weiß ja gar nicht, wie man dich künftig behandeln soll?“

„Tante!“ Ueber Fannys Gesicht flog das erste Lächeln.

„Du bist ein zu sonderbares Wesen, eine andre würde sich doch schließlich freuen —“

Die alte, hagere Jungfer drehte sich blitzschnell herum.

„Meinst, daß ich mich etwa nicht freue,“ sagte sie grimmig, „aber unferens kann sich nicht so rasch umkrepeln. Erst kommst mir daher, wie ein — na, ich weiß gar nicht, wie ich sagen soll — die Haare standen einem ja zu Berge dazumalen, — und nun — die Herrin hier, und Erbin von Millionen — da finde ich einer vernünftig hinein.“

Fanny sah und starrte vor sich hin. Dann schlug sie die Hände vor das Gesicht, und Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Was soll ich mit solchem Reichtum — ja, wäre er noch da — mein zweiter Vater, aber ich — allein — Tante! Ich weiß gar nicht, wie das werden soll.“

„Om, sei nur still,“ brummte die Alte, „wirst jetzt genug finden, die dir raten und helfen. Und ein kluges Ding bist du ja, er hat dich wenigstens vorher etwas lernen lassen, wirst deine Rolle schon spielen in der Welt. Mich — mich laß nur aus dem Spiel, und hier in meinen paar Stuben im Frieden. Wär' mein alter Herr nur noch da, und ich könnte ihm seine Suppe hineinbringen.“

Die Justizrätin kam, um nach Fanny zu sehen, und fand sie in Thränen. Sie war selbst noch sehr aufgeregt, ihr Mann hatte ihr nichts verraten von dem, was er seit Monaten wußte, und so konnte auch sie sich in diese große Veränderung noch nicht finden. Sie umarmte Fanny und küßte sie. Das junge Ding — die Tragweite von dem, was sich ihr heut eröffnete, war ihr noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Sie weinte noch dem Toten nach, dem alten Manne, dessen vertrocknetes Herz sie sich so rasch gewonnen, und an den sie sich in ihrer Verlassenheit geklammert. Nun

stand ihr die Welt mit all ihren Genüssen offen — Würde das Glück sie verändern? Ertrug sie ohne Schaden diesen grellen Schicksalswechsel?

Ein feierlicher Ernst war in dem Wesen der klugen Frau, als sie ihre Pflegebefohlene küßte und über den Scheitel strich.

„Wir bleiben einstweilen zusammen,“ sagte sie liebevoll; „wie mir eben mein Mann mitteilt, hat der teure Tote den Wunsch ausgesprochen, daß du in unserm Hause deinen Aufenthalt vorläufig nehmen sollst, bis du später dir dein Leben nach eigener Wahl einrichtest. Uns bist du auf das herzlichste willkommen.“

Fanny stammelte ihren Dank. Ja, das war ihr das liebste, ihr teurer Wohlthäter hatte an alles gedacht, in allem treu vorgeorgt. Die nächsten Tage vergingen unter Beratungen, Fanny blieb in ihren Räumen, sah außer den Kosmers niemand.

Der Justizrat unterrichtete sie über allerlei Einzelheiten, und sie ordneten gemeinschaftlich die Privatkorrespondenz des Verstorbenen. Fanny überlam eine tiefe Rührung beim Anblick der Gegenstände, die seine Hand täglich berührt, wo jedes Ding den Stempel seines Geistes trug. Sie erwies sich als umsichtig und geschickt bei diesem Akt; der an einen trockenen, pedantischen Geschäftsgang gewöhnte Justizrat rühmte das sogar später zu seiner Frau.

Alle weiteren Anordnungen überließ Fanny den bewährten Freunden, an die der Erblasser sie gewiesen. Der einzige Wunsch, den sie kundgab, war, daß der Wohnraum des Herrn Matosch, wo sein Schreibtisch stand, und sie so oft zu seinen Füßen gesessen, unverändert bliebe, während die übrigen Räume, nach dem Rat des Ehepaars, eine angemessene Erneuerung und moderne Einrichtung erhalten sollten.

„Sie werden hier doch häufiger wohnen und sich einleben müssen, um allmählich einen Ueberblick über den großen Betrieb zu gewinnen,“ bemerkte ihr der Justizrat. „Einstweilen, bis zu Ihrer Volljährigkeit, treten noch keine Sorgen und Verantwortungen an Sie heran, aber was später geschieht, und ob Ihnen da alle bewährten Kräfte erhalten bleiben, das muß die Zeit lehren.“

Fanny fiel es wie ein Alp auf das Herz — Kommerzienrats — wie schwer mochte es sein, sich zu denen zu stellen.

Sie hatte einige Tage nach der Testamentsöffnung die sämtlichen Beamten, vom Kommerzienrat geführt, empfangen müssen, ein steifer, förmlicher Akt, bei dem ihr die Justizrätin zur Seite stand. In natürlicher Einfachheit war sie den Herren entgegengetreten, hatte die kurze Ansprache des Kommerzienrats, der ihr die Ergebenheit des Personals ausdrückte, mit dankbarem Neigen des Kopfes entgegengenommen, und nur wenige schüchterne Worte darauf erwidert. Mehr war auch augenscheinlich nicht von ihr verlangt worden.

Die Kommerzienrätin hatte ihre Karte abgegeben — Egon war verreist — in Geschäften, wie es hieß — und jetzt war der Tag der Abreise nach Breslau festgesetzt.

Fanny ging aus eigener Initiative am Tage vorher zu dem Kommerzienrat hinüber in sein Arbeitsbureau, zu einer Zeit, wo sie ihn voraussichtlich allein fand. Sie hatte großen Respekt vor dem Herrn, der sich im allgemeinen wenig um sie gekümmert, aber der teure Tote hatte ihn wert gehalten, und seine Persönlichkeit war ihr immer imponierend erschienen. Sie begriff, wie wichtig es war, daß seine bewährte Kraft den Werken erhalten blieb.

Der Kommerzienrat empfing sie höflich, in seiner ruhigen, formellen Weise. Der Himmel hatte Fanny eine glückliche Gabe ins Leben mitgegeben, sie fand die rechten Worte zur rechten Zeit. So kamen auch jetzt ihre ehrlichen Gefühle, ihr redliches Wollen, die alte Harmonie zu erhalten, zum Ausdruck.

„Es ist über mich gekommen, ohne mein Zutun,“ sagte sie, „lassen Sie mich hoffen, daß Sie den letzten Wunsch Ihres alten Freundes erfüllen. Meine Person soll Sie nicht stören oder hemmen. Ich bin nicht im Stande, irgend etwas zu leisten, bis ich mit der Zeit eine Einsicht gewinne, mich in meine Aufgabe hineinlebe. Das kann ich nur mit Ihrer Hilfe.“

Aus des Kommerzienrats Augen fiel ein wohlwollender Blick auf das schöne, junge Mädchen, und sie erschien ihm durchaus befähigt, umgeben von dem Glanz des Reichtums, ihre Rolle zu spielen.

„So weit meine Kräfte reichen, sollen sie dem Werk gehören, an dem ich seit Jahrzehnten mitgearbeitet habe,“ entgegnete er.

Fanny verbeugte sich dankend, und er geleitete sie ehrerbietig bis zur Thür. Mit klopfendem Herzen ließ sie sich jetzt bei der Kommerzienrätin melden, um die nötige Formlichkeit nicht zu versäumen, aber der Kelch ging an ihr vorüber. Die Dame war nicht zu Hause.

Am Abend wanderte Fanny allein in den Park hinaus. Es war ein herbhafter, aber klarer Frühlingsabend, die Sonne sank in Glut und leuchtete durch die noch kahlen, knospenden Bäume.

Ihr war bekommen gewesen, sie sehnte sich die Brust zu befreien, sie eilte fast im Lauffschritt durch die Aaleen, in die entlegensten Teile. Die widerstreitendsten Empfindungen beherrschten sie noch immer. Wenn ihre Gedanken bei all dem Neuen weilten, bei diesen glänzenden Zukunftsbildern, welche allmählich immer lebendiger ins Licht traten und ihren Blick blendeten, so war es ihr, als müßte sie zu dem teuren alten Manne eilen, von ihm Rat und Hilfe holen, wie sie es gewohnt worden. Dann kam der schrille Schmerz, die große Lücke klappte — sein Platz, der traute, wohlbekannte, war leer, sein Mund verstummt.

Sie sog jetzt den frischen Erdgeruch hier draußen mit Wonne ein, diese herbe Luft wirkte wie ein Lebensodem, Frühlingsahnen, Frühlingsweben ging durch die Natur, und da kam auch in ihre junge Seele ein unwiderstehliches Frühlingsjauchzen.

Ueber ihr pfliffen die Stare, die ihre Nester bauten, sie flogen aus und ein, in köstlicher Freiheit schwebten sie durch den blauen Aether.

Sie warf die Arme in die Luft, aus ihrer Kehle brach ein Jubellaut, eine überquellende Lebenslust erfüllte ihr ganzes Sein. Frei, jung, reich, drei inhaltreiche Worte.

Im nächsten Augenblick schon schämte sie sich ihres Jauchzens. Der frische Grabhügel draußen mahnte an den, der ihr für immer fehlen würde.

Aber er hatte gewollt, daß sie glücklich sein, daß sie genießen sollte, was ihm zu spät geworden, als er nicht mehr zum Genießen fähig war. Aus allen seinen Worten, die der Justizrat ihr übermittelte, klang der Sinn heraus. Aunderthalb freie Jahre, ohne Sorgen und Verantwortungen, lagen noch vor ihr, sie konnte sich gar nicht vorstellen, welche eine Gestalt das Leben haben würde, das ihrer wartete.

Sie schritt weiter und weiter so leicht, als seien ihr Flügel gewachsen, ihr war, als berührten ihre Füße kaum den Boden. So gelangte sie unversehens an die Kolonie der Arbeiterhäuser, eine Musterkolonie, lauter gesunde, lustige Wohnungen mit kleinen Vorgärten, in denen Gemüse gebaut wurde.

Dort drüben war das Häuschen, in dem sie mit der Mutter gewohnt hatte, als sie zuerst hier einzog. Welch ein Wechsel des Schicksals!

Es war die Feierabendstunde, die Tagelicht zu Ende, die Leute kamen aus den Maschinenräumen, den Kohlengruben, den glühenden Essen heim zu Weib und Kind, Scharen von müden Menschen. Vor den Häuschen standen die Frauen, die Kinder liefen den Vätern entgegen.

Gutmütig nahm manch einer, trotz Müdigkeit und Rufsichwärze, seinen strammen Buben auf die Schulter, und ließ den jubelnden Knirps tanzen und hoch fliegen.

Fanny zögerte einen Moment, ob sie weiter und da hindurchgehen sollte; es führte von der andern Seite auch ein Weg zum Herrenhaus hinauf. Da bemerkte sie, daß man sie schon gesehen und erkannt hatte.

Die Frauen steckten die Köpfe zusammen und tuschelten, die Männer wandten sich um.

Sie trat jetzt rasch entschlossen vor und unter sie. „Guten Abend, Leute.“

Sie hatte den schwarzen Kreppschleier zurückgeschlagen, der Abendschein fiel auf ihr junges Gesicht und ließ es wie in einer Glorie erscheinen.

Alle Mühen flogen von den Köpfen. „Guten Abend,“ „guten Abend.“ Die rauhen Kehlen erwiderten den Gruß im Chor.

Sie stand umringt von der Schar, die Frauen drängten sich durch, und wollten ihre Hände, ihr Kleid küssen, sie hoben die Kinder empor. „Sagt guten Abend, das ist unsre neue Herrin.“

Fanny nickte dankend nach allen Seiten.

Da ging ein Geräusch durch die Reihen, und plötzlich brach es los, das brausende: „Hoch! Hoch! Unsre neue, junge Herrin soll leben!“

Fanny winkte abwehrend. Ihre klare Stimme drang durch und schaffte Stille.

„Nicht doch, ihr Leute! Kein lautes Jubeln, wo euer lieber, gütiger Herr da drüben erst seit wenig Tagen schläft, ich — ich danke euch, wenn ihr freudig seinen Willen anerkennen wollt. Ihr wißt, ich bin von eurer Art, mein Vater war ein Arbeiter wie ihr, ich bin ausgewachsen gerade so, wie eure Kinder aufwachsen, und darum —“

Sie stockte, des öffentlichen Redens ungewohnt, verwirrten sie die Menge der emporgereckten Gesichter, die alle gespannt zu ihr aufschauten.

„Und darum,“ setzte der stämmige Werkführer aus der Walze ein, „darum verstehen Sie, wie unferneinam zu Mut ist, und das hat unser lieber, seliger Herr eben bedacht, er gehörte auch zu uns, und wir haben das allezeit gefühlt. Sehen Sie, gnädigstes Fräulein, wenn Sie ja nun auch vornehm und hochgebildet geworden, die Leute haben doch ihr volles Vertrauen zu Ihnen, und danken es dem lieben Seligen alle Tag, daß er uns nicht den hochmütigen Herrn, der uns kleinen Leute gar nicht sieht, zum Gebieter gesetzt hat —“

Fanny wurde angst und bekümmert. Sie unterbrach den behaglich in die Breite gehenden Sprecher.

„Ich danke Ihnen, Welpers, ich bin aber unerfahren, und kann es nicht entscheiden, was in einer so großen Verwaltung richtig und nötig ist. Ich ordne mich einstweilen ganz dem Herrn Kommerzienrat Hellwald unter, der stets im Geist eins gewesen mit eurem unvergeßlichen Herrn. Und so bin ich euch dankbar, wenn ihr mir aus freiem Willen anhänglich sein wollt, und ich will es redlich versuchen, es mit der Zeit zu verdienen.“

Sie bot dem Sprecher die Hand, in die er stolz seine schwielige Rechte legte, und hinter ihm reckten sich andre arbeitsrauhe Hände, und sie drückte alle, die sie erreichen konnte.

Wohin sie blickte, ein frohes Leuchten auf allen Gesichtern.

Zum erstenmal durchrieselte sie ein seltsames Gefühl, ein gehobenes der Freude, eines ungekannten Glückes, ein dämmerndes Bewußtsein der ungeheuren Aufgabe, die auf ihre Schultern gelegt war. Würde sie im Stande sein, dieselbe zu erfüllen?

Man machte ihr eine Gasse, durch die sie grüßend hindurch schritt. Hinter sich vernahm sie noch lange das eigenartige Gemurmel, das den Beifall, das Wohlwollen der Menge ausdrückt.

Ihre Brust hob sich — da stockte plötzlich ihr Fuß. Ihr Auge fiel auf eine elegante Gestalt, die da ihr gegenüber auf halber Höhe am Weg zum Herrenhaus stand. Sie wandte sich jetzt und ihr den Rücken. Es war Egon Hellwald, der seinen Weg fortsetzte — er war also zurück — und nun zufällig Zeuge dieses Auftritts gewesen. Was mochte er dabei empfunden haben?

Das Zusammentreffen dämpfte ihre gehobene Stimmung, es war ihr gründlich unangenehm. Wer wußte, wie er diese Ovation deutete, ob er nicht ihr den Anlaß dazu unterjoch?

Einen Moment beherrschte sie dieses kleinliche Empfinden, dann warf sie den Kopf zurück. Was ging sie denn Herrn Egon Hellwalds Meinung und Vermutung an?

In Breslau war die erste, welche Glück zu wünschen kam, Lieschen Harder. Sie fiel Fanny stürmisch um den Hals und erschöpfte sich in Jubelrufen.

„Bist du aber ein Glückspilz. Jetzt weiß man ja gar nicht mehr, was man mit dir anfangen soll. Sie sagen ja, du gebietest fortan über Millionen, verrate mir einmal, wie dir zu Mute ist.“

Lieschen redete ohne Pause, Fanny blieb kein Raum, ein Wort einzuschalten. Sie lächelte nur und streichelte der Aufgeregten Wangen.

„Ich habe es natürlich sofort an Papa geschrieben, und auch an Friedrich,“ fuhr Lieschen fort. „Was der nur dazu sagen mag? Ich habe es ihm anheim gegeben, ob er nicht jetzt mich hier in Breslau einmal besuchen, und seiner alten Flamme selbst dann gratulieren will. Sollst sehen, er kommt in den nächsten Tagen, und wird das einen Hauptspaß geben, das Wiedersehen zwischen euch unter den jetzigen Verhältnissen zu erleben.“

Fanny wurde bei dieser Rede dunkelrot und dann plötzlich zum Erschrecken bleich. Ihr Herz that einen wilden Schlag bei dem Gedanken, Friedrich, den Unvergessenen, dessen Bild wie ein heiliges Geheimnis im tiefsten Winkel ihres Herzens thronte, wiederzusehen, und doch verlegte sie Lieschens Art und Auffassung.

„Ich möchte ihn gern einmal wiedersehen,“ sagte sie laut, beinahe kühl.

Lieschen lachte. „Du, das klingt ja, als ob die alte Liebe jetzt über Bord geworfen wäre,“ rief sie, „versteht dich nur nicht, ich weiß doch Bescheid. Freilich — du wirst fortan von Bewerbern umschwärmt werden, und unser Friedrich ist heut noch ein blöder Junge, und ein absonderlicher dazu.“

Fanny legte der taktlos Schwätzenden die Hand auf den Mund. „Bitte, red nicht so weiter, Lieschen, du machst dadurch alles farblos und grau.“

„Gut! So wechseln wir das Thema. Ich habe ja noch eine Nachricht für dich, die dich freuen wird. Sie haben den Höders hinter Schloß und Riegel und jetzt auch sein Geständnis. Denke dir, der Kerl ist jaust in jener Nacht, als dein Vater ausbrach —“

Lieschen hielt inne. Fanny hatte einen Moment mit großen, starren Augen aufgehört, jetzt brach sie unter konvulsivischem Schluchzen im Sessel zusammen.

„Mein Gott! Fanny, ich bilde mir ein, dir etwas Gutes zu melden — bedenk doch, das sind ja alte Geschichten, an die kein Mensch mehr denkt. Und überdies führst du jetzt einen andern Namen — die Bestimmung war eigentlich höchst klug von dem alten Herrn Matosch — denn es ist ja freilich in den Zeitungen und durch die Untersuchung allerlei wieder aufgerührt und deines Vaters Name wieder genannt —“

Fanny fuhr auf. „Sie haben seinen Namen wieder ehrlich gemacht, nicht wahr? Dessen, das mußten sie, das war ihre Pflicht —“

Ihre Rippen waren heiß, ihre Augen hatten einen fieberischen Glanz.

„Nun ja, Fanny, natürlich, so beruhige dich doch. Dein Vater, dessen Totenschein nicht zu den Akten liegt — wie Papa sich ausdrückte — ist von Gerichts wegen vom Verdacht des Mordes freigesprochen worden.“

Fanny nahm sich zusammen, sie trocknete ihre Thränen und setzte sich aufrecht. „Bitte, erzähle es mir ausführlich, ich bin jetzt gefaßt. Du kannst ja nicht ermessen, was dies für mich bedeutet. Also — in jener Nacht — bitte, fahre da fort.“

„Nun, da ist der Höders, der schon am Abend vor der Schenke einen Wortwechsel mit dem Gendarmen gehabt hat, und ihm schon lange nicht grün gewesen ist, draußen auf der Landstraße mit demselben zusammengetroffen. Er behauptet in seinem Geständnis, Kolpe habe ihn unbefugterweise angegriffen und von seiner Waffe Gebrauch gemacht, da habe er ihn in der Notwehr erschlagen.“

Fanny rang ihre Hände. „Und der Glende ließ es zu, daß der Verdacht auf meinen unglücklichen Vater fiel?“

„Fanny, du bist ein närrisches Geschöpf. Dein Vater ist doch lange tot, und du jetzt in glänzendster Lage, wie magst du dich nun noch in diesem Maße um die alten Geschichten aufregen. Freue dich, daß es endlich an den Tag gekommen ist, zum Händeringen und Weinen ist doch für dich keine Ursache.“

Fanny sah sie mit einem sonderbaren Blick an und nickte. „Du hast recht, und ich danke dir für deine Nachricht, bitte, übermittle auch deinem Bruder meinen Dank für alles, was er in dieser Sache zur Aufklärung der Wahrheit gethan hat.“

Sie sprach ruhig, beinahe formell.

Lieschen schüttelte ihren Kopf, sie verstand sie nicht. „Na, ich nehme an, du wirst ihm nächstens deinen Dank mündlich sagen können,“ meinte sie.

Als Fanny allein war, schritt sie in rastloser Erregung im Zimmer auf und ab. Sie konnte heute keinen andern Gedanken fassen, als den einen: die Schmach, die Schande war abgewälzt von dem Namen, den sie bis so lange getragen hatte. Ihr geliebter Vater war in seinem Grabe wenigstens von dem schweren Verdacht gereinigt.

Sie trug fortan einen andern Namen, den sein Träger vor ihr durch Fleiß und Rechtschaffenheit geabelt hatte, und an den er das Glück gekettet. Würde das ihr treu bleiben? Vor ihr lag ein neues Leben, grell gesondert von dem früheren, frei konnte sie es beginnen. Auch die Schatten der Vergangenheit versanken an der Schwelle.

Dann zuckte es in ihrem Herzen — Friedrich! Ob er kam?

Er kannte jetzt den Wechsel ihrer Verhältnisse — Wo sie weilte, wußte er schon lange, und hatte keinen Versuch gemacht, sie wiederzusehen. Wenn ihn nur diese Kunde dazu bestimmte —

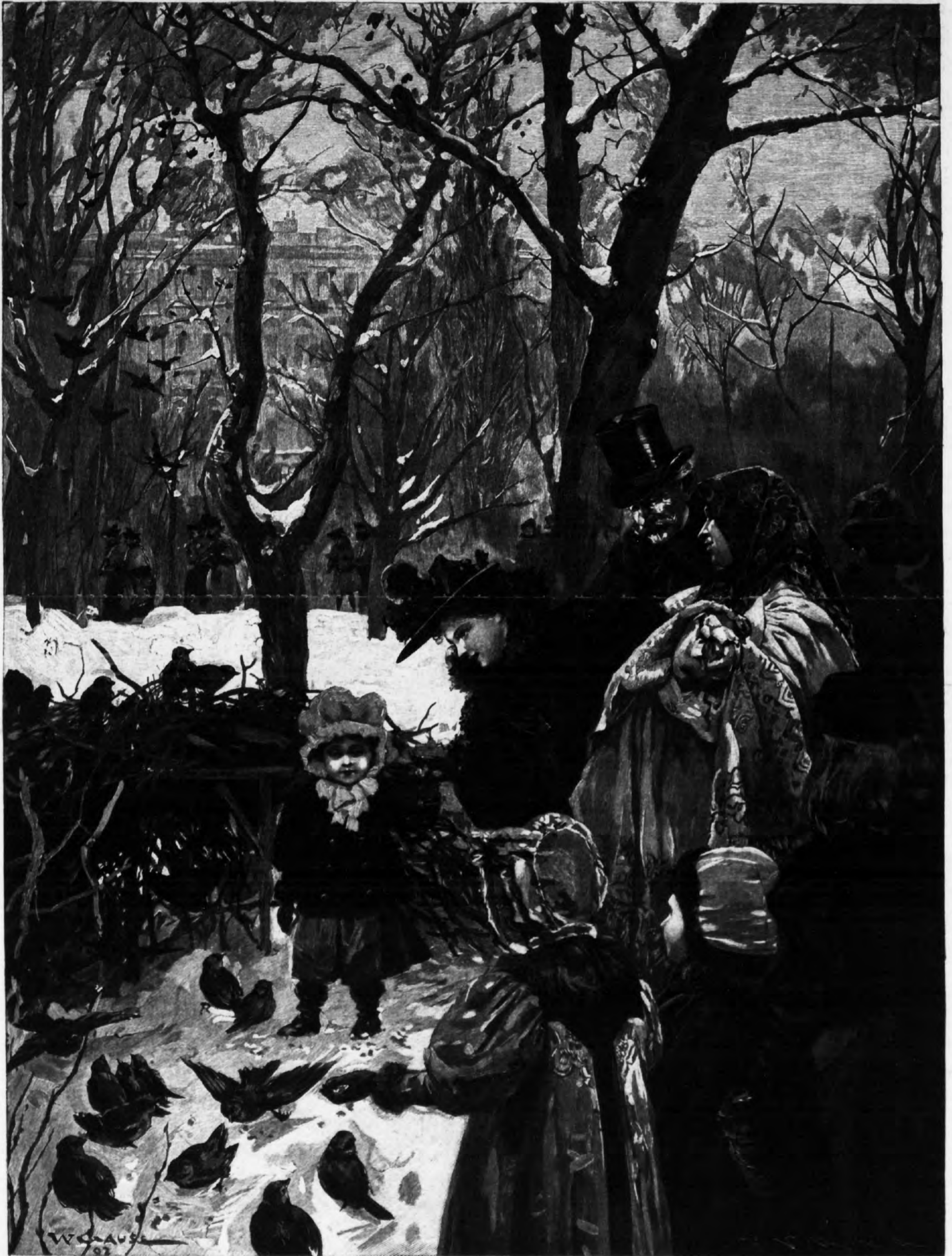
Nein, weg mit solchen Gedanken — sein liebes, reines Bild vertrat sie nicht. Das wäre ein anderer, der dann käme, durch solche Erwägungen bestimmt, den sie nicht mehr kennen würde, der ihr ein Fremder wäre.

Sie verhüllte ihr Gesicht, nein — nicht denken, nicht grübeln. Heiß wünschte ihr Herz doch, daß er käme — wenn sie ihn dann Auge in Auge gegenüberstand, da würde sie wissen — es gab Möglichkeiten, die ihn zu diesem jahrelangen Schweigen gezwungen haben mochten — sie hatte immer noch Entschuldigungen für ihn gesucht. Eine köstliche Hoffnung wuchs doch empor — die Kluft zwischen ihnen war hinweggeräumt — ein stilles Glücksgefühl nahm Besitz von ihrer Seele.

Aber Wochen vergingen, Friedrich kam nicht. Lieschen, welche öfter vorsprach, vermied es, wie es schien, seiner zu erwähnen. Fanny fragte nicht nach ihm.

Zu Beginn des Mai rückte Lieschens Abreise heran, der Vater verlangte sie zurück, sie schied ungern aus der großen Stadt und dem belebten Haus der Verwandten.

„Denke dir, Friedrich tritt in diesen Tagen eine große Forschungsreise an, die ihn auf Jahre von der Heimat fern hält,“ erzählte Lieschen, als sie kam, um Abschied zu nehmen. „Er geht nach Indien, wo er die Fauna und Flora studieren will. Er ist wirklich ein wunderlicher Heiliger. Er nennt diesen Auftrag der Regierung eine Auszeichnung, aber er hatte doch auch hier ohnedies brillante Aussichten. Ich bin überzeugt, es steckt eine Frau dahinter, du kennst das Sprichwort: cherchez la femme. Als er das letzte Mal zu Hause war, sprach er viel von einem schönen Mädchen, Fräulein Stephanie Hochfeld, mit der er viel musizierte und zusammen war. Die Familie — der Vater ist Geheimrat und Ritter vieler Orden — schien ihn riefig heranzuziehen. Fräulein Stephanie fandte mir Grüße, und ihre Mama sogar an Papa einen fetten Fasan. Da merkte man doch schon, woran



Füttern der Vögel im Wiener Stadtpark. Originalzeichnung von Wilhelm Gauß.



Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz: Buren beschießen einen auf dem Wege nach Durban befindlichen Eisenbahnzug des Generals French.
Zeichnung von René Bull.

sie dachten. Es wäre für Friedrich eine sehr passende Partie gewesen, aber ich wette, er hat sie sich entgehen lassen und sucht nun in seinem Unmut das Weite."

Fanny sagte nicht viel dazu, sie hatte sich abgewendet, um ihre Blässe zu verbergen.

Vieschen schien es nicht zu bemerken. Sie sprang stets rasch von einem Gegenstand zum andern über und gab sich den Anschein, als habe sie ihren Wunsch, daß Fanny und Friedrich sich wiedersehen möchten, völlig vergessen.

Fanny schlief nicht in dieser Nacht. Die Vergangenheit lag also ganz abgeschlossen hinter ihr, sagte sie sich, und es war wohl gut so. Wie hätte sie je so thöricht sein können, noch einen Faden daraus in ihrem neuen Leben festhalten zu wollen.

In dieser selben, wunderbar schönen, sternhellen Nacht schritt Doktor Friedrich Harber auf dem Deck des Dampfers auf und ab, der gestern Brindisi verlassen und seinen Kurs nach dem Suezkanal nahm.

Er war ein großer, schwächlich gebauter Mann jetzt, ein wenig schmal in den Schultern. Aus seinen hellen, blauen Augen leuchteten Intelligenz und Herzensgüte, auch noch der alte, schwärmerische Glanz. Er strebte noch heute seinen idealen Zielen nach. Sein dichtes Blondhaar türmte sich in einer Welle über der blau geäderten, weißen Stirn, die langen, schmalen Hände ruhten auf der Balustrade, als er jetzt sinnend still stand.

Er schaute auf die im Mondlicht glühenden, lichtblauen Wogen des Mittelmeeres, die See war ruhig, der Himmel wolkenlos. Mild umschälten ihn die südlichen Lüfte.

Er hatte von der Heimat Abschied genommen, für Jahre voraussichtlich, daß man ihn zu dieser Forschungs-Expedition im Interesse der Wissenschaft mit ausgesandt, empfand er als einen Erfolg. Es lockte ihn und beglückte ihn, hinausziehen zu dürfen in fremde Zonen, mit allem Erforderlichen für seine Wissenschaft ausgerüstet, ihm ging ein Traum, den er schon als Junge geträumt, jetzt in Erfüllung.

Und doch war ihm das Scheiden schwer geworden, gerade jetzt. Weit hinter ihm lagen die Jahre, wo er, der Zwanzigjährige, so heiß liebte, und das rauhe Schicksal ihn von dem Gegenstande seiner Liebe trennte. Er hatte damals des Vaters Gründe anerkennen müssen, und das Versprechen, das ihn zu lieblos hartem Handeln verurteilte, gegeben. Die kleine Fanny! Vergessen hatte er sie nie, und es hatte immer an ihm genagt, daß sie — in all ihrem schweren Leid nicht nur ihn entbehren, nein, auch den Glauben an ihn verlieren mußte. Ein feig Treuloser stand er naturgemäß in ihrer Erinnerung.

Als er durch Vieschen erfuhr, daß sie in Breslau sei, dort eine höhere Erziehung genoss und voraussichtlich dauernd durch ihren Wohlthäter versorgt werden würde, kam eine große Sehnsucht und Hoffnung über ihn. Damals kämpfte er mit dem Entschluß, zu reisen und sie wiederzusehen.

Aber es war nach seiner Ansicht zu früh, er mußte jetzt warten, bis sie ihre Ausbildung vollendet, ein reifer, urteilsfähiger Mensch sein würde, dann konnte er vor sie hintreten, sein eigen Herz bei ihrem, jedenfalls veränderten Anblick prüfen, und ihr Urteil hören. Ob sie würdigte, was ihn damals gehindert, ob ihre Liebe nicht gestorben war — das waren Fragen, die ihn damals inmitten seiner, den ganzen Menschen fordernden Arbeiten beschäftigten.

Jetzt diese alles umwälzende Nachricht! Die Luft zwischen ihnen ausgefüllt, aber ein Berg nach anderer Seite aufgetürmt, der unübersteiglich war. Wie in einem Märchen war sie emporgehoben aus Not und Elend in Glanz und Glück. Jetzt brauchte sie ihn nicht, jetzt kam er zu spät — der in den bösen Zeiten Abtrünnige fand sich rasch bei der Millionenerbin ein. Das konnte er nicht, das war unmöglich — und sein Herz zuckte wild auf. So rächt sich Feigheit und die Klugheit der Welt.

Er schonte sich nicht — wie hart es ihm damals gefallen, das Versprechen seinem Vater, der es gebieterisch forderte, zu geben, was alles ins Feld geführt worden, um ihn zu bestimmen — das versank, er fühlte nur, daß seine Liebe, wie er es damals schon gewußt, eine fürs Leben gewesen, und daß er hätte sie festhalten sollen um jeden Preis.

Jetzt verfolgte sein Auge den Kurs des Kolosses, der ihn in jeder Stunde weiter von der Heimat trug — verloren, versunken. Die Wissenschaft war fortan seine einzige Geliebte, einsam würde er sein und bleiben, und sein Leben dem Dienste der Menschheit weihen.

Ob sie glücklich wurde, inmitten ihres Reichtums? Wie mochte sie sich entwickelt haben? Er wußte nichts davon, Gefahren und Versuchungen lagen jetzt vielleicht auf ihrem Wege, mehr denn sonst. Er konnte ihr nicht helfen, sie nicht schützen.

Er schaute der rinnenden Woge nach, die da spurlos im Ozean versank. Weite, weite Strecken trennten die beiden, deren Herzen sich so sehulich suchten. Keiner wußte von des andern Weh.

Fanny lebte still und eingezogen im Kosmerschen Hause, wo einige Zimmer behaglich für sie eingerichtet waren. Alle Welt kam darin überein, daß das junge Mädchen den unerhörten Glückswechsel sehr gelassen ertrug und sich durchaus passend benahm.

Man kümmerte sich jetzt sehr viel um ihre interessante Person, der ungewöhnliche Fall war sogar in den Zeitungen erwähnt, und jeder ihrer Schritte, ihre Worte, ihr Benehmen wurden beobachtet und kritisiert.

Es ließ sich wirklich gar nichts gegen sie sagen. Sie erschien durchweg ernst und ein wenig blaß. Frau Justizrätin fand, daß die Nachwirkung der großen Aufregungen, auch die Trauer um den Verstorbenen, sich jetzt erst bei Fanny fühlbar mache.

Als der Sommer ins Land kam, riet auch der Arzt zu Luftveränderung und Reisen. Da die Justizrätin ihren Mann und ihr Haus nicht auf unbestimmte Zeit verlassen konnte, so fand sich die Witwe eines Oberst bereit, die junge Erbin zu begleiten.

Frau von Vieler war eine in gesellschaftlichen Formen gewandte und sehr lebenslustige Dame, der diese Aufforderung ungemein gelegen kam. Sie trat gern aus ihren beschränkten Witwenverhältnissen heraus. Ueberdies kannten sie und Fanny einander, da sie sich wiederholt im Kosmerschen Hause getroffen hatten.

Fanny schüttelte jetzt oft ihren Kopf in komischer Abwehr bei den nach ihrer Meinung extravaganten Vorschlägen der Dame, welche das Reiseprogramm und die Ausstattung in großem Stil einrichtete.

"Ja, Fräulein Matosch, das hilft nun nicht. Wir müssen Ihren neuen Verhältnissen gemäß auftreten. Sie besitzen ja auch gottlob alles, was dazu gehört," meinte Frau von Vieler, und Fanny fügte sich. Das Ganze war wie ein Traum aus Tausend und einer Nacht. Ihr Kopf schwindelte bei den Summen, die der Justizrat ihr als ihr Jahresbudget bezeichnete.

Ihr Gemüt war bedrückt, noch gar nicht geschaffen zum Genießen. Friedrichs Kälte, seine gleichgültige, ja feindliche Abwehr, die sie in seinem Schweigen und Nichtkommen sah, saß ihr tief im Herzen und verwundete sie schmerzhaft. Sie mußte ihn vergessen, sie stellte diese Forderung jetzt an ihre Willenskraft, ihr Trost bäumte sich auf und half ihr. Das Leben, wie Frau von Vieler es ihr vorschlug und einrichtete, voll Zerstreungen, mochte ihr jetzt gut thun.

"Wohlan, ich stürze mich also in die große Welt," sagte sie lachend zu der Justizrätin, "was für eine Rolle werde ich da spielen, ich, die ich außer der staubigen Schulstube, in die ich mich ewig gebannt glaubte, noch nichts kenne."

"Unsre Hauptaufgabe wird, fürchte ich, sein, die Schar der heranströmenden Freier im Zaum zu halten," sagte Frau von Vieler beinahe ernsthaft.

"Bah! Freier!" rief Fanny mit komischer, unsäglich spöttischer Gebärde. "Sie können ja von vornherein das Gerücht austreuen, daß ich ein Gelübde gethan, nie zu heiraten."

"So, so — das glaubt mir niemand, solche Gelübde werden zu oft gebrochen."

Sie gingen zunächst in die Schweiz, wo die großartige Naturschönheit Fannys empfänglichen Sinn entzückte.

Aber sie blieben mehr, als es Frau von Vieler erwartet hatte, für sich allein. Der Fremdenschwarm in den großen Hotels während dieser Saisonmonate bestand vorwiegend aus Engländern und Amerikanern, und wenn die Erscheinung des hübschen, in Trauer gekleideten Mädchens mit ihrer eleganten Begleiterin auch wohl auffiel, so erlebten sie noch nichts Nennenswertes, und Fanny hatte Zeiten, wo sie sich nach Hause sehnte.

Nach Hause — ihre Augen trübten sich bei dem Gedanken — der, welcher ihr eine Heimat gegeben hatte, war tot, und der fürstliche Reichtum ersetzte ihr nicht, was sie verloren.

Da Frau von Vieler es lebhaft wünschte, gingen sie im September noch an den Genfer See. Die Aussicht vom Grand Hotel in Territet, wo sie einen Salon mit Terrasse mieteten, war bezaubernd, die Herbsttage köstlich.

Als sie am ersten Abend zur Table d'hôte hinuntergingen, hatte Fanny auf Wunsch Frau von Vieler, die viel mit der Jungfer konferierte, das neue, aus Paris verschriebene Kostüm angelegt, etwas abgemilderte Trauer mit sehr kleidsamem Arrangement. Fanny erschien sich noch immer als eine Fremde, wenn sie sich in den großen Spiegeln erblickte. Aber sie fand Gefallen an sich selbst, als Kind war es ihre höchste Freude gewesen, sich zu putzen, der Vater hatte manchen Groschen für bunten Tand verschwendet, um sie zu beglücken. Wenn er sie nun einmal so sehen könnte!

Frau von Vieler rauschte neben ihr in schwerer Seide mit kleinen Brillantboutons in den Ohren und einem breiten goldenen Armband, das in der Mitte ein Solitär zierte. Sie sah ungemein vornehm aus.

Das Hotel war nicht gefüllt, die Tafelrunde nur klein. Sie fanden ihren Platz zwei Damen gegenüber, einer älteren und einer jüngeren, neben denen ein

junger Herr in Zivil saß, dem man aber den Militär beim ersten Blick ansah.

Frau von Vieler und die ältere Dame betrachteten einander stehend, fragend, dann rief die erstere lebhaft:

"Ei, Frau Gräfin, ich war einen Moment im Zweifel, aber ich irre mich nicht, welche eine Freude, Sie einmal wiederzusehen!"

Die "Frau Gräfin" Angeredete, eine Dame mit reservierter, hochmütiger Haltung, lächelte jetzt auch verbindlich und erwiderte die Begrüßung freundlich, wenn auch nicht mit ganz derselben Wärme.

"Ei, Frau von Vieler, ja, wie kommen denn Sie hierher?"

Es erfolgte nun eine gegenseitige Vorstellung, die junge Dame neben der Gräfin Hankel war ihre Tochter, Comtesse Lolo, und der junge Herr ihr Sohn, Graf Hugo, Leutnant bei den Gardebürassieren in Berlin.

Fanny, das bürgerliche Fräulein Matosch, das Frau von Vieler als ihre Pflegebefohlene einführte, ward flüchtig begrüßt und heimlich beäugelt. Die sehr in Standesvorurteilen befangene Gräfin kannte die Verhältnisse Frau von Vieler, welche, als ihr Mann lebte und in Berlin stand, in der dortigen Gesellschaft mit ihr verkehrt hatte, nach dessen Tod aber natürlich nicht wieder aufgetaucht, sondern in Dunkelheit versunken war.

Comtesse Lolo war kein hübsches Mädchen zu nennen, sah aber vornehm und ebenfalls hochmütig aus. Nur Graf Hugo, der Leutnant, hatte keinen Zug von dieser Eigenschaft. Er hatte ein lustiges, gutmütiges Gesicht, ein blondes Schnurrbärtchen und umgängliches Wesen.

Er langweilte sich sträflich, seit sie hier waren, sie kamen von Baden-Baden. Durch einen Sturz mit dem Pferde hatte er sich ein langwieriges Knieleiden zugezogen, das ihn nun schon seit dem Juni dienstunfähig machte. Hier sollte die Nachkur beginnen, und Graf Hugo war bald im vollen Zug, Fanny, seinem auffallend hübschen Gegenüber, seine Leidensgeschichte zu erzählen.

Fanny sah ihn mit ihren freimütigen Augen lächelnd an, seine ungezwungene Weise gefiel ihr.

"So 'n Invalidenposten ist etwas grausam Debes, Gnädigste," sagte er, "und ich hab' die alten Bäder und selbst diesen schönen See hier schon tausendmal verwünscht und ein paar Menschen ersehnt, die mal ein bißchen Leben in die Bude brächten. Sehen Sie sich bloß mal um, diese Galerie von Altersschönheiten, der Präses da oben, das ist ein Geheimrat, ein wirklicher nämlich, und er schimpft gräßlich, wenn sich so 'ne Schreiberseele, die sich auch bis zum 'Geheimen' aufgekrabbelt hat, sich da neben ihn pflanzt. Herr Geheimrat, wie geht's? — Danke, Herr Geheimrat."

Graf Hugo ahmte unübertrefflich nach, Fanny mußte an sich halten, um nicht laut zu lachen. Auch Comtesse Lolo taute auf und mahnte den Bruder unter verhaltener Heiterkeit, vorsichtig zu sein. Die Unterhaltung da am Ende der Tafel unter der Jugend wurde sehr lebhaft.

Die junge Comtesse, der es hier ebenfalls an einer Altersgefährtin mangelte, fand, daß Fanny ein angenehmes Mädchen sei, natürlich, und für Humor empfänglich.

Als man sich vom Tisch erhob, musterte die Gräfin das bürgerliche Fräulein mit kritischen Blicken, duldete es aber, daß ihre Kinder sich mit ihr in eine Ecke des anstößenden Salons setzten, während sie die Vieler am Arm nahm.

Frau Gräfin waren doch neugierig. Näheres zu erfahren über diesen Schützling ihrer alten Bekannten, die sich zu dieser Führerinnenrolle wohl nur hergab, wenn sie ihr etwas einbrachte. Sie setzte sich auf das mit rotem Plüsch bezogene Sofa unter der großen Flamme, ein Platz, den sie seit ihrer Ankunft jeden Abend als ihr allein zugehörig behauptete, und den ihr niemand von den Anwesenden je streitig zu machen wagte, und zog "die Vieler" mit sich.

Als sie ihre große Kanavasstiderei entfaltet hatte und ihre Wolle sortiert, begann sie in überlegenem Inquisitionston: "Na, und nun sagen Sie mir mal, liebste Frau, wer ist denn nun eigentlich dieses junge Mädchen?"

Frau von Vieler, der die Frau Gräfin mit Sohn und Tochter hier eine höchst angenehme Zugabe war, ignorierte die reichlich gönnerhafte Art und antwortete lebhaft:

"Ein Persönchen mit einem merkwürdig interessanten Schicksal, die ganz plötzlich über Nacht durch das Testament eines Sonderlings zu einer Millionenerbin umgeschaffen wurde."

"Millionenerbin?" wiederholte Frau Gräfin und zog langsam ihren Faden auf. "Liebe Vieler, die Welt überkreibt immer, aus vielleicht Hunderttausend wird rasch eine Million gemacht."

"Aber hier ist es wirklich so, Frau Gräfin; es ist da unberechenbarer Reichtum." Und sie begann die Verhältnisse auseinanderzusetzen.

"Om!" Die Augen der Gräfin schweiften zu dem Tische hinüber, wo die drei saßen; Fanny und die

junge Comtesse auf dem kleinen Divan, Graf Hugo auf dem Sessel daneben. An der Haltung des jungen Mädchens war nichts auszufehen — die Toilette tadellos, stammte sicher aus einem berühmten Atelier, und sie verstand sie zu tragen, was die Hauptsache. Dieses gedämpfte, wohlklingende Lachen, das zu ihr herüber tönte, dieses unbefangene Geplauder, ohne jeden Schimmer von Erregung oder Sich-vordrängen-wollen — das zeugte von guter Erziehung. Sie war nebenbei hübsch — hübscher als ihre arme Volo.

Ein Seufzer hob die Brust der liebenden Mutter, wie ungleich und anscheinend unpassend waren die Glücksgüter verteilt. Wenn ihrer Volo solch ein fürstliches Vermögen in den Schoß gefallen wäre, da, wo der alte Name, der hohe Rang die richtige Folie für den Reichtum abgegeben hätten. Es war der größte Kummer ihres Lebens, daß ihr die Mittel fehlten, ihrem Rang gemäß aufzutreten.

Hugos Zulage — bei den Gardekürassieren langten kleine Zulagen nicht — zu beschaffen, wurde schwer genug, sie und ihre Tochter waren auf mancherlei Entbehrungen angewiesen, um das möglich zu machen.

Ihre Kinder mußten reiche Partien machen, alle beide, aber auch standesgemäße.

„Woher stammt denn das Mädchen?“ fragte sie. Frau von Bieler hatte sich auf diese Frage vorbereitet.

„Ich glaube, sie ist eine entfernte Verwandte des Erblassers,“ sagte sie rasch, „ich weiß das selbst nicht so genau, denn erst seit kurzem habe ich das Schützeramt bei der jungen, wirklich liebenswürdigen und sehr sorgfältig und fein erzogenen jungen Dame übernommen. Meine liebe Freundin, die Justizrätin Kosmer, in deren Hause Fräulein Matosch lebt, hat sie mir anvertraut.“

„Ach, die Kosmer!“ Frau Gräfin kannte auch diese und den Justizrat, der früher ihre Finanzen verwaltete.

„Fräulein Matosch ist ein kluges Mädchen, temperamentvoll, aber auch vorsichtig,“ fuhr Frau von Bieler fort, „sie wird nicht leicht zu gewinnen sein, wenn die Freier sich erst um sie scharen. Einstweilen trägt sie ja noch Trauer und ist noch nicht in die Welt eingeführt.“

„Ach ja, es finden sich überall Goldfischjäger, Geldheiraten sind ja in vielen Fällen zur Notwendigkeit geworden,“ meinte die Gräfin kühl. „Na, möge das kleine Mädchen in gute Hände kommen,“ fügte sie wohlwollend hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

So lieb.

Ich hab' dich viel zu lieb, daß ich Dir nicht ein höheres Glück vergönnte Als jenes, das ich still für dich Erkämpfen und dir bieten könnte.

Wärst du in bitterer Leidensstund' Verkannt, verlassen mir begegnet, Hätt' niemand auf dem Erdenrund In Liebe deinen Pfad gesegnet, Dann hätt' ich dir mein Herz enthüllt Und jubelnd dich als mein umfangen, Und wär' mit dir, von Glück erfüllt, Durch Armut, Leid und Kampf gegangen.

Nun aber, da so hoch du stehst, Und Ruhm und Gold und Macht dein eigen, Da du beglückt durchs Leben gehst, Muß ich mein Sehnen dir verschweigen.

Kein wild Begehren stammt in mir, Ich liebe nur dein innres Wesen. Ja, wärst du krank, dann böt' ich dir Mein Herz als Heimat zum Genesen. So aber mag des Glückes Hand Den Blick nach goldner Höh' dir richten! Ich habe dich so lieb, so lieb, Daß ich entbehren kann — verzichten.

Aus: „Schlichte Weisen“. Gedichte von Marie Döbeli. Zürich 1899. Verlag von C. F. Schmidt.

Ein neuer Rettungsapparat bei Feuersgefahr.

(Bild S. 334.)

Ein neuer und eigenartiger Rettungsapparat bei Feuersgefahr kommt mehr und mehr in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf und findet dort namentlich Verwendung bei Schulen, Fabriken und ähnlichen Gebäuden, in denen größere Ansammlungen von Menschen stattfinden. Er besteht im wesentlichen aus einem Stahlcylinder von 6 Fuß Durchmesser, der von dem Boden bis zum obersten Stockwerk des Gebäudes reicht. Im Innern dieses Cylinders befindet sich eine aus polierten Stahlplatten hergestellte spiralförmige Rutschbahn. Von jedem Stockwerk aus eröffnen sich auf diese feuerfeste Zugänge; den Eintritt in den Cylinder vermitteln Flügelthüren, die sich auf den leinsten Druck öffnen und sich dann durch eine Federvorrichtung sofort wieder selbsttätig schließen. Die Achse, um welche die Spirale der Rutschbahn verläuft, besteht aus einem dreijährigen Stahlrohr, das zugleich als Steigrohr dient, und an das Zweigleitungen für Feuerschläuche angehängt sind. Sämt-

liche Teile des etwa 2 Fuß von dem Gebäude entfernt angebrachten Apparats sind durch Rictungen miteinander verbunden. Der zu Rettende braucht sich nur durch die Flügelthüren in den Cylinder zu begeben und sich in sitzender Stellung, die Füße vorgestreckt, auf den Boden der Rutschbahn niederzulassen. Er gleitet alsdann rasch und sicher auf den Boden und erreicht durch eine ähnlich wie die Eingangsthüren konstruierte Auslaßthür das Freie. Durch die sich von selbst schließenden Thüren ist die ganze Rettungsvorrichtung gegen das Eindringen von Rauch oder sogar Flammen geschützt. Von dem Bodenraum eines 60 Fuß hohen Gebäudes wird das Herabgleiten in etwa 15 bis 16 Sekunden bewerkstelligt. Es sind Fälle vorgekommen, bei denen 50 Personen hintereinander den Apparat benutzten und gerettet wurden. Bei dem Brand einer Schule in Louisville (Kentucky) wurden durch ihn nicht weniger als 135 Kinder ruhig und sicher binnen wenigen Minuten aus dem brennenden Gebäude in Sicherheit gebracht, darunter ein lahmer Knabe, der die Rutschpartie mit seinen Krücken unter dem Arm mitmachte.

Ein schwarzer Gedanke.

(Bild S. 337.)

Ist es denn ein Wunder, wenn die blonde Alma den Vincenz mit freundlicheren Augen anblickt? Erstens sieht sie ihn ja nie anders als in blühendes Weiß geküßt, wie das bei den Konditoren herkömmlich ist — der Anton aber in seiner ruhigen Amtstracht kann doch — weiß Gott! — kein Mädchenherz entzücken, wenn er den Kopf aus dem Schornstein herausstreckt und mit glühenden Augen auf das Dachfenster starrt, hinter dem Alma sich gerade frisiert oder sonst etwas thut, wozu man keinen Augenzeugen wünscht. Und ferner — mit dem Begriff eines Konditorgefellen verbinden sich für eine Eva'stochter aus dem rauhen Erzgebirge sofort ledere Vorstellungen, man möchte sagen, das Wasser muß ihr dabei im Munde zusammenlaufen, ob sie will oder nicht — kurz und gut, der Vincenz „is einfach e süßes Verlöbchen“. Schaut ihn doch selbst an, wie er förmlich strahlend daher kommt, in der Morgenfrühe des 18. Januars — auf dem Kopf mit lächelnder Anmut die Meisterwerke des Zuckergusses balancierend, die bei dem großen Festmahl im Kaiserhof die Tafel zieren werden! Jeder Zoll ein Konditorgehilfe.

Zufall ist's ja nicht ganz, daß gerade jetzt Alma die Stufen des Hauses lernen muß, es ist beiderseits eine abgekartete Begegnung. Aber Zufall ist es auch nicht, daß der Anton gleichfalls um die Wege ist — denn von ihm heißt es schon längst: „Darob entbrennt in Antons Brust, des Ruh'gen, schwarzer Groll.“ Er hat schon lang darauf gelauert, sein Mädchen einmal an dem „Oblatensleder“ zu fühlen, und er richtet sich nach der alten Regel, Rache müsse kalt genossen werden. Drum hat er sich gefreut, wie es gestern Schnee gegeben hat, und jetzt stürzt er hinter der Ecke vor, macht sich einen ganz besonders festen Schneeball, und — paff! da lauft das tüchtige Geschoß auf das Blech, ein furchtbarer Krach, ein — nein, zwei Schreie. Am Boden liegt die ganze Sendung der Hofkonditorei, der Dedel ist weggestoßen, Koro trampelt schon auf den Torten, Krapsen, Rohrentöpfen herum und frißt gierig. Versteinert stehen Alma und Vincenz — von diesem heißt es: „Nüßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehn.“ Anton aber, die schwarze Seele unter dem schwarzen Gewand, steht höhnisch lachend hinter der Ecke und freut sich, wie nur je ein abgeblühter Bewerber sich über das Pech des begünstigten Nebenbuhlers gefreut hat.

G. Frank.

Für die Hausfrau.

Der Winter führt sein strenges Regiment, hüllt die Erde in ein weißes Gewand und fährt mit eisigem Atem über Stadt und Land, so daß jeder mit Wohlbehagen aus dem Getriebe des Lebens in sein wohlbewärmtes Heim zurückkehrt, wo ihm traulicher Lampenschein entgegenleuchtet und der Kreis seiner Lieben ihn frohsinnig umfaßt.

„Ja, der Hausherr hat es gut,“ denkt die Geliebteste in diesen kalten und trotz der Sonnenwende noch immer dunkeln Tagen oft seufzend, wenn sie wieder einmal den schwarzen Mann zum Ofenreinigen braucht, der, ach, so unendlich viel Schmutz mit sich bringt, und der Hausgeist zum drittenmal in der Woche kommt und einen gesprungenen Cylinder meldet! Ja, im Winter empfindet man in der Erinnerung die glühendsten Sommerjonnentage nur noch als wohlthätig und köstlich, alle damaligen Klagen über das Kochen am heißen Herd, über verdorbene Sachen vergißt man über den Nöten, die Heizung und Beleuchtung der Hausfrau jetzt bringen. Zentralheizung und elektrisches oder auch nur Gasglühlicht haben nur die wenigsten Lese-rinnen; der eiserne Füll-, der thönerne Rachel- oder der Dauerbrandofen wird der Wärmespender im Winter, und die Petroleumlampe wird in vielen Häusern die Lichtquelle der langen Abende sein. Und es gehört zu den Kenntnissen, die das praktische Leben von den Hausfrauen verlangt, daß sie den Heizwert und die Heizkraft der verschiedenen Feuerungsmaterialien, die Vorzüge und Schattenseiten der verschiedenen Ofen und endlich auch die sachgemäße Behandlung der Petroleumlampen kennt.

Die früheren einfachen eisernen Ofen, welche ein fortwährendes Nachlegen der Feuerung verlangten und bald weißglühend, bald schwarz und kalt waren, so daß sie das sanfteste Hausfrauengemüt zum Zorn bringen konnten, sie sind jetzt wirklich zum „alten Eisen“ geworfen. Die modernen Eisenöfen, die als „Füllöfen“ hergerichtet werden, erfüllen den Zweck,

gleichmäßig und andauernd zu wärmen, sehr gut, wenn sie mit vielen Zügen eingerichtet sind, denn je länger der Weg ist, welchen die Verbrennungsgase der Feuerungsmaterialien durchziehen, bevor sie in den Schornstein kommen, um so besser werden die Heizstoffe ausgenutzt. Solche Füllöfen sind für Räume, wo es auf rasche Erwärmung ankommt, jedenfalls den Rachelöfen vorzuziehen, welche eine bedeutend längere Zeit brauchen, um Wärme auszustrahlen, da die Thonkacheln als außerordentlich schlechte Wärmeleiter die Hitze ganz allmählich selbst erst annehmen, dann aber lange halten und gleichmäßig ausstrahlen. Die früheren Rachelöfen in ihrem monotonen kalten Weiß, das eigentlich ganz im Gegensatz zur Bestimmung des Ofens ein kaltes Gefühl erweckt, haben jetzt farbigen, oft künstlerisch ausgeführten Ofen Plak gemacht, welche auch das künstlerische Auge befriedigen. Für Salons und größere Räume, welche erst gegen Mittag in Gebrauch genommen werden, sind sie die richtigen Ofen. Doch sei auch auf eine Schattenseite der Rachelöfen, die meines Erachtens viel zu wenig beachtet wird, hier noch aufmerksam gemacht. Die Rachelofenwärme erzeugt eine „trockene“ Luft, da die Lusterneuerung, welche bei eisernen Ofen ständig stattfindet, bei Rachelöfen nur minimal ist. Die Luft ist deshalb in Zimmern, die durch Rachelöfen erwärmt werden, bald verbraucht, und eine dafür feinfühligere Natur wird sich ohne eine Verdampfschale im Ofen oder sonstiger Ventilation im Zimmer unbehaglich fühlen.

Dem eisernen Füll-, wie dem Rachelofen macht der „Amerikaner“, der Dauerbrandofen, die größte Konkurrenz. Eigentlich ist er nichts andres als ein trefflicher eiserner Füllofen von kreisrundem Durchchnitt und stark ausgebauchter Heizkammer, doch zeigt er durch große Anzahl Züge die beste Ausnutzung des Heizmaterials, gewährt gegen die einfachen Füllöfen den Vorteil genauester Wärmeregulierung und erlaubt endlich die Ausnutzung der strahlenden Hitze des in ihm brennenden Feuers zur Erwärmung der auf dem Fußboden kreisenden kalten Luft. Für die beschäftigte Hausfrau aber besteht sein größter Vorzug in dem „Dauerbrennen“. Daß man frühmorgens kein Feuer anzuzünden braucht, ist eine große Zeiterparnis, und daß man jederzeit ein warmes Zimmer beim Dauerbrenner findet, eine so verlockende Aussicht, daß diese bei einem Ofenlauf sehr oft den Ausschlag zu Gunsten des Dauerbrandofens geben. Aber gerade der letzte Vorzug birgt auch einen Nachteil in sich; bei milder Herbst- und Frühjahrswitterung, da wir nur ein kleines Feuer gegen Abend brauchen, erhitzt der Dauerbrandofen die Räume viel zu sehr. Für diese Uebergangszeit, die an den Küstenländern wie in Süddeutschland ziemlich lang währt, ist er fast unbrauchbar, und ich konnte eine ganze Reihe bekannter Familien anführen, die dann im Zimmer frieren und ohne Feuer in Lächer gemummelt sitzen; sie nennen das aber abhärten, bei welchem Verfahren eine gewaltige Erkältung den Abschluß und das Signal endlich zum Anheizen des Dauerbrandofens giebt. Dauerbrenner wird man übrigens auch nicht in Zimmern aufstellen, die selten benutzt werden.

Nach der Art der Ofen richtet sich auch das Feuerungsmaterial, mit welchem man die Wärmespender unserer Räume beschickt. Die Heizstoffe, welche sich für den eisernen Füllofen eignen, sind für Rachelöfen sowohl, wie auch für Dauerbrenner nicht brauchbar. Die Frage, welches das vorteilhafteste Feuerungsmaterial ist, dürfte sich wohl jede Hausfrau ernstlich vorgelegt haben, aber für jeden Sonderfall wird sie anders zu beantworten sein. Ein jeder Heizstoff hat seinen Heizwert, der wohl in der Theorie festgelegt werden kann, der aber in der Praxis ein ganz andres Ergebnis liefert. Schon bei den Ofen habe ich kurz darauf hingewiesen, daß die Heizstoffe um so besser ausgenutzt werden, je länger sie brauchen, um in den Schornstein zu gelangen. Auch die Stärke des Luftzugs, welcher über das Feuer streichend die Wärme in die Höhe reißt, ist von großem Einfluß, je stärker dieser ist, um so rascher entwickelt sich der Rauch, der teils halbverbrannte, teils auch gänzlich unversehrte Teile des Heizstoffes mit sich führt. Man muß deshalb auf diese Thatsachen besonders achtgeben und bei neuen Ofen verschiedene Heizstoffe erproben, bevor man endgültig die Feuerung anschafft. Eine solche Probe, welche feststellt, ob der Preis des Heizstoffes mit dem Heizwert in Einklang steht, ist unschwer zu machen. Man heizt den Ofen mit dem betreffenden Feuerungsmaterial und schreibt von Stunde zu Stunde die Temperatur der Stube auf, wobei die Summe der Temperaturgrade im Laufe des Tages den Maßstab für Heizwert und Preis bildet. Auf diese Weise kann man dann die verschiedenen Feuerungsmaterialien vergleichen, wobei man von jedem Material für den gleichen Preis nimmt. Die Außenluft muß bei dem Probeheizen natürlich annähernd gleich sein, auch muß derselbe Ofen zum Heizen genommen werden und jedesmal auf gleiche Weise reguliert werden, ebenso muß das Thermometer an gleicher Stelle, nicht zu nahe dem Ofen hängen.

Zur Heizung kommen in Betracht: Holz, Torf, Braunkohle, Steinkohle, Anthracit, Briquetts und Koks. Holz dürfte in den wenigsten Teilen Deutschlands — gebirgige Waldgegenden ausgenommen — als eigentliches Brennmaterial gelten, sondern nur zum Anschüren des Feuers gebraucht werden. Die einzelnen Holzsorten in ihrem Heizwert zu kennzeichnen, ist daher überflüssig, nur ist im allgemeinen festzustellen, daß hartes Holz profitlicher wie weiches ist, weil es langsamer verbrennt und deshalb mehr Wärme mitteilt.

Torf wird ebenfalls wie Holz nur in einzelnen Gegenden als Feuerungsmittel gebraucht, speziell wo die großen Moore in der Nähe sind und ein längerer Transport den Torf, der im Verhältnis zu seinem Heizwert ohnedies schon dort verhältnismäßig teuer ist, nicht noch verteuert. Beim Einkauf von Torf ist vor allem darauf zu achten, daß er trocken und fest, nicht erdig und lose ist. In letzterem Falle hat er einen so großen Aschengehalt, daß seine Heizkraft gleich Null ist.

Auch der Heizwert von Braunkohle und Steinkohle, die weitaus am meisten gebrauchten Feuerungsmittel, hängt zum Teil von ihrem Aschengehalte ab, aber außerdem von der Zusammensetzung der eigentlichen Kohlensubstanz. Es lassen sich leider äußere Kennzeichen für gute Kohlen nicht geben, man muß einen praktischen Versuch machen und nach gutem Ausfall des letzteren dann möglichst die Kohlen aus derselben Grube beziehen, da man dann meist dieselbe bewährte Qualität bekommen wird. Solche gute Kohlen sind wirklich ein preiswertes Heizmaterial. Nur merke sich die Hausfrau, daß es nicht gleichgültig ist, ob Kohlen nach Gewicht oder Maß gekauft werden. Wo man es haben kann, sollte man stets nach Gewicht kaufen; der Vorteil dieses Einkaufes geht aus der Thatsache hervor, daß nachgewiesenermaßen ein Hektoliter derselben Kohlenart, als Rußkohle, Stückkohle oder Kleinkohle ein ganz verschiedenes Gewicht hat, je nach der Größe der Stücke und des unausgefüllten Rauminhalts. Ein Hektoliter kann 70 bis nahezu 100 Kilogramm wiegen, bei kleineren Stücken wiegt derselbe Rauminhalt mehr als bei größeren. Auch die trockene oder feuchte Beschaffenheit der Kohle ist von Einfluß; nasse Kohlen können je nach der Menge der Feuchtigkeit 4 bis 10% des Gewichtes zunehmen. Schon aus diesem Grunde ist es anzuraten, im Herbst, wo die frisch ausgeladenen Kohlen noch trocken sind, größere Mengen zu kaufen, zumal man beim Heizen feuchter Kohlen noch Wärme verliert, denn das Wasser in ihnen muß erst verdampfen, und die Wärme, welche hierzu notwendig ist und im Wasserdampf gespeichert wird, geht für den Nutzeffekt des Brennmaterials verloren. Wie verfehlt deshalb das Anschauen der Kohlen ist, das manche „superkluge, sparsame“ Hausmutter vor dem Heizen vornehmen, geht aus dieser Thatsache klar hervor.

Die rheinischen kleinen Anthracitkohlen sind, wo sie in den Öfen überhaupt gut brennen, da sie einen nicht allzustarten, aber sehr gleichmäßigen Zug verlangen, sehr praktisch, da sie völlig ausgenutzt werden bei richtiger Behandlung. — Auch Briquetts, welche mittels Bindemittel aus Braun- oder Steinkohlengruß ziegel- oder eisförmig zusammengepreßt werden, sind zu empfehlen, besonders wo man eine gelinde, aber andauernde Wärme erzielen will, sie brennen völlig rußfrei und sind praktisch bei Öfen mit geringem Zug. Koks endlich, die Kohlenrückstände der Gasanstalten, kann da, wo sie billig abgegeben werden, als preiswertes Brennmaterial gelten, doch muß man erst ein Steinkohlenfeuer in Glut versetzen, bevor man die Koks einlegt, da sie sonst schwer in Glut geraten, auch Zusatz von Torf oder Kohlen verlangen, um in Brand gehalten zu werden.

Ein behagliches durchwärmtes Zimmer werden nun wohl, denke ich, alle Leserinnen erreichen, möge es nun auch ein helles und klares Lampenlicht erleuchten. Wer elektrisches oder Gasglühlicht hat, der wird viel Arbeit sparen, die den weniger glücklichen Hausfrauen mit der Instandhaltung der Lampen im Winter blüht.

Ein behagliches durchwärmtes Zimmer werden nun wohl, denke ich, alle Leserinnen erreichen, möge es nun auch ein helles und klares Lampenlicht erleuchten. Wer elektrisches oder Gasglühlicht hat, der wird viel Arbeit sparen, die den weniger glücklichen Hausfrauen mit der Instandhaltung der Lampen im Winter blüht.

Eine dunstende, trübe brennende Lampe stört die ganze Gemütlichkeit und trübt unfehlbar die rostigste Laune des Eheliebsten, der große Unannehmlichkeiten mit Männerwürde trägt, aber bei den kleinen häuslichen Schicksalstücken alle Selbstbeherrschung verliert.

Die Art des Brenners der Lampe, die Güte des Leuchtöls und endlich die sachgemäße Behandlung der Lampe sind alle drei von größtem Einfluß auf die Helligkeit der Flamme.

Jeder Brenner, ob er nun Flach- oder Rundbrenner sei, muß so eingerichtet sein, daß ein starker Luftzug herbeigeführt wird, welcher die Flamme unterhält und in Weißglut versetzt, während er den Brenner selbst abkühlt. Ein zu niedriger Brenner ist gefährlich, weil sich alsdann der Petroleumbehälter zu dicht unter der Flamme befindet und dessen Inhalt leicht zu sehr erhitzt wird. Bei allen Stehlampen ist es des festeren Stehens wegen ratsam, den Ölbehälter im Lampenfuß anzubringen.

Das Leuchtöl selbst muß wasserhell mit bläulichem Schimmer sein und darf nicht mit leicht explosiblen Gasen gemischt sein. In letzter Beziehung kann man nach dem neuen Reichsgesetz über Handel mit Petroleum ziemlich ruhig sein, will man sich aber noch selbst überzeugen, so braucht man nur ein wenig Petroleum in ein kleines Gefäß zu thun und über das Petroleum einen brennenden Fidius zu halten, das Petroleum

einem zwischen einer berben Pinzette gehaltenen Wattelausch gesäubert, die federnden Zinsen aber mit einer Kielfeder gereinigt. Puzpulver soll man möglichst vermeiden, bei täglichem Abreiben mit Wolltuch und Lederlappen wird man auch ohne Puzmittel die blanken Teile glänzend erhalten.

Der Petroleumbehälter, der am besten aus Milchglas gewählt wird, weil nur diese völlig dicht sind, muß öfter gereinigt werden, am besten geschieht dies mit einem in Holzjasche getauchten alten Tuch, das alles Fett aufsaugt, worauf man mit heißem Seifenwasser und einem nur zu diesem Zweck bestimmten Tuche den Behälter umwäscht. Er muß völlig trocken sein, bevor er — nicht etwa randvoll — sondern nur zu drei Viertel seiner Höhe gefüllt wird. Die ganze Lampe wird zuletzt mit etwas Verbandwatte, die sich ausgezeichnet dazu eignet, abgewischt, wodurch jegliches, etwa noch anhaftendes Petroleum entfernt wird.

Lampenglocke und Cylinder werden am besten ganz für sich gereinigt. Für die Glocke genügt ein Abwischen mit weichem Tuch und ein einmaliges wöchentliches Abwaschen mit lauwarmem Wasser. Der Cylinder wird mit einem Cylinderwischer, um den man ein feines Leinentuch schlingt, blank gerieben, wenn nicht etwa Ruß oder braune Flecke sich gebildet haben. In solchen Fällen reinigt man den Cylinder am besten mit einem in Brennspiritus getauchten Lappchen oder mit warmer Sodalauge, dann aber muß man den Cylinder erst mit weichem Tuch ab- und danach auf dem Ofen nachtrocknen. Versäumt man dies, so kann man sicher sein, am Abend einen Knack zu hören und vor den Scherben eines gesprungenen Cylinders zu stehen. Das Springen der Cylinder ist ohnehin der Winterkummer der Hausfrau, die vor allem nur ganz klare Cylinder kaufen sollte, da die geringste Trübung im Glas das Springen befördert. Man thut gut, den oberflächlich gereinigten neuen Cylinder in kaltes Wasser zu legen, ihn darin ins Sieden zu bringen, einige Zeit kochen und danach im Wasser erkalten zu lassen, die Cylinder werden dann bedeutend widerstandsfähiger. — Klar und ruhig wird am Abend die Flamme solcher gereinigten Lampe das Zimmer erleuchten; möge sie nur glücklichen Menschen strahlen!

Luisa Holle.



Kriegsschiffmodell im Emden Rathause.

Phot. Kubo, Kreuz, Emden.

Kriegsschiffmodell im Emden Rathause.

Das im Rathause zu Emden befindliche Modell eines Kriegsschiffes, welches nach Paris zur Weltausstellung geschickt werden soll, hat eine Länge vom Heck bis zum Gallion von 2,5 Metern, während der Kiel 1,9 Meter lang ist. Das Modell hat drei Masten nebst Bugspriet und dazu gehörendem Mast. Dasselbe führt auf dem Batteriedeck 22 Kanonen und zwei Hedgegöthe, auf dem Oberdeck 20 Kanonen, auf dem Quarterdeck zehn und auf der Back sechs Kanonen, im ganzen 60 Kanonen. Am reich verzierten und vergoldeten Heck (hintere Fläche eines Schiffes) befindet sich das Emden Stadtwappen mit einer Krone darüber. Ganz oben sind in der Mitte und an beiden Seiten große Laternen. Die Gallionsfigur vorn am Schiff scheint eine Göttin vorzustellen, die an beiden Seiten durch männliche Figuren beschützt wird, welche eine Schießwaffe im Anschlag halten. Die Hauptfigur trägt einen blauen Mantel und eine Krone auf dem Kopf.

Kriegsschiffe, ähnlich wie dieses Modell gebaut, existierten gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts und hielten sich bis zum letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Unser Schiff mit seinen 60 Kanonen (24-Pfündern, 18-Pfündern und 9-Pfündern) war dritten Ranges, hatte eine Raumerdrängung von circa 2000 Tonnen und 300 Mann Besatzung. Es war circa 45 Meter lang, 12 Meter breit und hatte einen Tiefgang von 5,5 Metern.

Man wird wohl nicht weit fehl gehen, wenn man die Erbauungszeit unsers Schiffes in die letzte Hälfte des 17. Jahrhunderts legt.

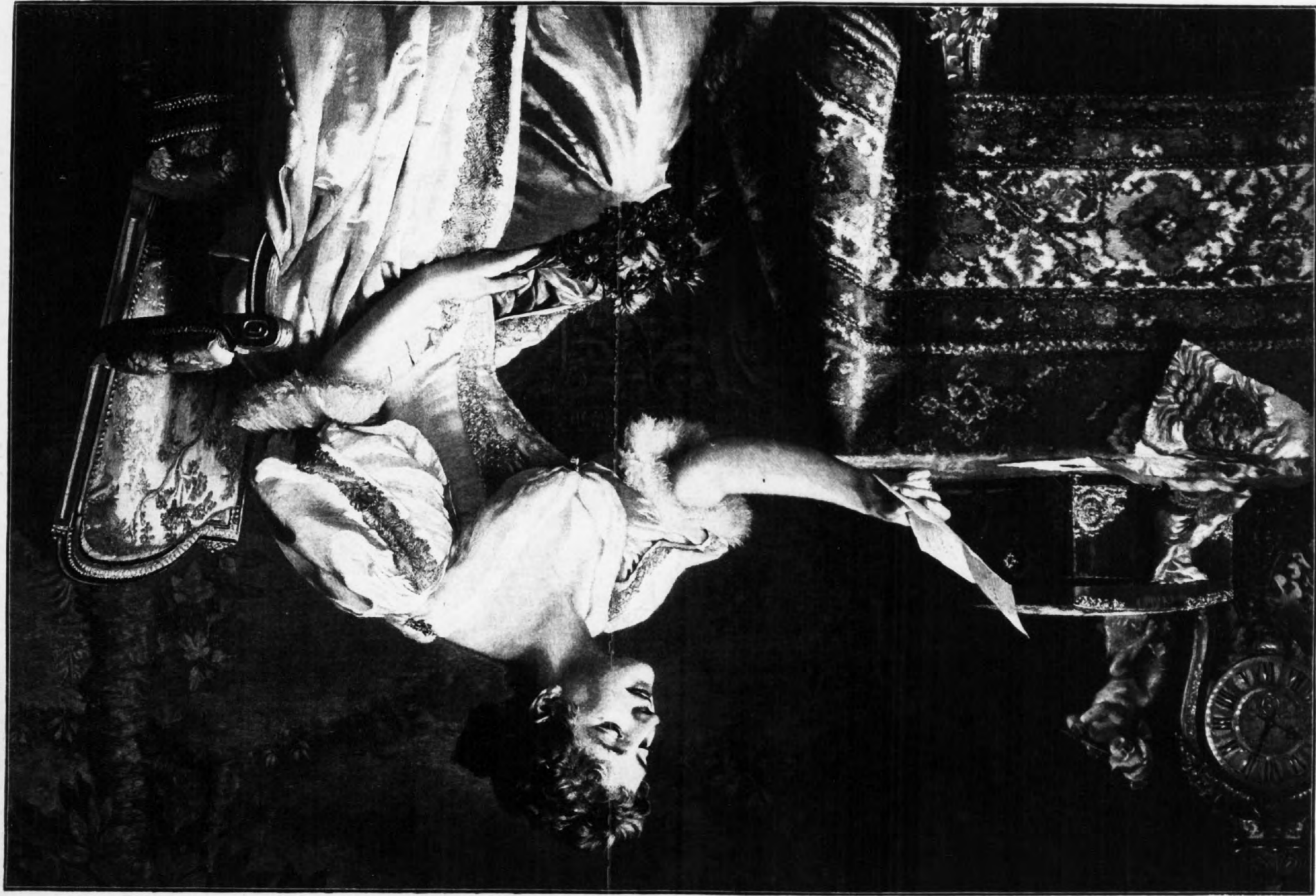
Durch das am Heck des Modells angebrachte Emden Stadtwappen ist man wohl auf den Irrtum verfallen, von dem Modell eines Emden Kriegsschiffes zu sprechen. Dies ist nicht richtig, da zu der Zeit, als Emden selbst Kriegsschiffe ausrüstete, diese nur kleine Dimensionen hatten und auch die Konstruktion der Schiffe eine von der vorliegenden durchaus abweichende war.

darf sich dabei nicht entzünden. Die Kannen, in welchen man das Petroleum aufhebt, sollen möglichst undurchsichtig sein, sie müssen von Zeit zu Zeit mit Sodalauge gereinigt werden, versäumt man das, so wird man bald kleine Unreinigkeiten im Lampenbassin schwimmen sehen, die eine Trübung des Lichtes herbeiführen. Zweckmäßig ist es auch, etwas vorher auf dem Ofen scharf getrocknetes Salz ins Petroleum zu werfen, welches etwaige Unreinigkeiten aufnimmt.

Vielsach trägt auch der Docht schuld am Trübbrennen der Lampen, da er oft nicht völlig trocken ist, wenn er vom Klempner eingezogen wird. Am empfehlenswertesten ist es immer, den Docht zu kaufen, auf dem Herde austrocknen zu lassen und dann erst einzuziehen.

Dann aber gilt es endlich, auch vor allem die Lampe selbst gut zu reinigen. Ob man den dienstbaren Geistern des Hauses dieses, allerdings wie ich zugeben muß, wenig angenehme Geschäft getrost anzuvertrauen vermag, wage ich sehr zu bezweifeln. „Selbst ist hier die Frau,“ möchte ich sagen, und ihre geschickten Hände werden die Lampe bedeutend länger in stand halten.

Der Docht soll niemals abgeschnitten, sondern kleingeschraubt und mit einem Stückchen zusammengeballtem weichen Papiers von den verkohlten Teilen befreit werden, auch die Umgebung des Brennerschlitzes muß von Kohlentheilchen freigehalten und mit einem in Salmiakspiritus getauchten Lappchen rasch abgerieben werden. Der Grund des Cylinderhalters wird mit



Liebesruh. Nach dem Gemälde von H. von Gachorstl.

Pujoli.

Erzählung aus der französischen Revolution.

Nach

J. Claretie.

(Fortsetzung.)

Man begafft uns gar zu sehr, ich bereite Ihnen Unannehmlichkeiten," sagte Pujoli zu Clotilde. „Mag der Kuckuck Ihren Gatten holen, der sich in die Regierung des Landes einmischet. Wäre das nicht der Fall, so hätte ich Sie gebeten, mich ihm vorzustellen.“

„Ich werde Sie Thorel jederzeit vorstellen, wenn Sie wünschen, Herr Vicomte," erwiderte Clotilde.

„Ja, ja, sie hat recht," dachte Gaston. „Die Zeiten haben sich geändert. Jene stellen etwas vor, und wir — werden vorgestellt!“

Clotilde legte ihre Hand auf die Pujolis.

„Sie wissen," sagte sie in ernstem Ton, „wenn Ihnen jemals in Paris Gefahr droht, steht mein Haus Ihnen jederzeit offen.“

„Danke," erwiderte Pujoli. „Ich habe meinen Zufluchtsort bereits gewählt.“

„Sie sind nirgends so wohl geborgen, wie bei uns!“

„Mag sein. Aber ich habe Nicolas Pluche, dem liebenswürdigen Souffleur an der Comédie Française, bereits versprochen, ihn aufzusuchen, wenn es den Republikanern einfallen sollte, mich als Verschwörer zu behandeln. Also..."

„Zwei Schlupfwinkel sind immer besser als einer," sagte Clotilde. „Wenn Sie jemals einem Konventmitgliede Ihre Aufmerksamkeit machen wollen, so weist jedes Kind Sie nach André Thorels Wohnung, Alte Augustinerstraße.“

„Danke sehr," wiederholte Gaston höflich.

„Uebrigens würden Sie auch," fügte die junge Frau hinzu, „mit Thorel eine Menge Gedanken und Erinnerungen austauschen können.“

„Ich? Sie haben recht und sollten mich ausschelten, weil ich so lange in Paris gelebt habe, ohne Sie zu entdecken!“

„O, es handelt sich nicht um mich dabei. Es betrifft Ihren Bruder.“

„Monpazier?“

„Er ist ein Schulfreund meines Mannes.“

„Wirklich?“

„Sie waren zusammen im Harcourt-Institut. Wenn Sie wüßten, wie häufig Thorel mir von ihm erzählt hat! Die beiden verehrten sich gegenseitig.“

„Ihr Gatte muß sehr glücklich sein," meinte Pujoli, dessen fröhliches, rosiges Gesicht sich verfinsterte. „Ich habe meinen Bruder nur flüchtig gesehen und beklage ihn schon als verloren. Dabei bildet er den einzigen Gegenstand meiner Neigung... außer Ihnen.“

Clotilde begann zu lächeln.

„Und wie steht's mit der andern?“

Pujoli wurde rot, als stände er wieder in Périgueur vor dem Marquis de Louverchal.

Dann schüttelte er den Kopf. Das feine, spöttische Gesicht Fräulein Berthas stand vor seinen Augen.

„Sie ist ein bißchen spröde, die junge Marquise," sagte Clotilde.

Pujoli schüttelte abermals den Kopf.

„O," meinte er, „was Pujoli will, das geht er durch. Sei es morgen oder in zehn Jahren, in Paris oder Peking, in Timbuktou oder Luebel — Fräulein von Louverchal wird doch mein.“

„So ist's recht!" rief Clotilde lachend. „Sie sind noch ein richtiger Liebhaber!“

Pujoli hätte die junge Frau, deren Lächeln ihm seine ganze Kindheit ins Gedächtnis zurückrief, gern aufgeschalten, um mit ihr über Monpazier und über sie selbst zu sprechen; aber Clotilde schien Eile zu haben. Und dann schauten auch so viel Neugierige sie zudringlich an. Pujoli ergriff Clotildens dargebotene Hand und hatte einen Augenblick die Absicht, sie nach der alten Mode an die Lippen zu führen; dann umschloß er sie nach neuer Sitte mit seinen Fingern.

„Auf Wiedersehen!" sagte die junge Frau.

Sie entfernte sich schnell nach dem Konvent, angenscheinlich im Wunsche, ihren Gatten recht bald zu treffen; Gaston sah sie fortleben, und etwas wie Rührung stieg plötzlich in ihm auf. In dieser wiedergefundenen Gefährtin aus der Kindheit war ihm seine ganze Vergangenheit wieder vor die Seele gerückt: Périgord, das alte Schloß Trémolat, die Spaziergänge mit dem Vadsisch Clotilde, die Erzählungen der alten Marquise über den Krieg in Amerika, wie der Soldat Pouyade, Clotildens Vater, am Ende der Welt für Pujolis Bruder sein Leben gelassen hatte.

Sein Bruder! Er kannte ihn kaum, den Aelteren,

der fern von ihm groß geworden war und den Gaston, als er seinerseits nach Paris kam, dort zum erstenmal getroffen und umarmt hatte. Schon damals hatte in ihrer Umarmung etwas so Herzliches gelegen, als ob diese beiden Brüder, die sich kaum jemals gesehen, alte, wieder vereinte Freunde gewesen wären!

Nach kurzem Zusammensein war Monpazier dann alsbald nach England weitergezogen.

„Wunderbar!" dachte Pujoli — Clotilde, deren Vater für Monpazier in den Tod gegangen ist, hat jetzt den besten Freund meines lieben Gérard geheiratet!... Wie seltsam es im Leben bisweilen zugeht!... Gewiß werde ich diesen Thorel auffuchen, ist er doch meinem Bruder zugethan!

Er hielt inne und verzog das Gesicht.

„Ein Konventmitglied?... Pah, ich kenne keine Vorurteile.“

Dennoch fragte er sich, wie zwischen einem Monpazier und diesem Thorel wahre Freundschaft hatte bestehen können.

Allerdings, sein Bruder war ein Philosoph, ein Träumer und Schwärmer gewesen! Gerade wie der Vater, als dessen gelehriger Schüler er galt.

Gérard de Monpazier hatte schon einige Jahre im Felde gestanden, und — vielleicht seines Freundes Thorel eingedenk — für die Insurgenten in Amerika gekämpft. Schöne Tage der Begeisterung! Wie beredt erzählte Monpazier dann bei seiner Rückkehr dem Freunde, der inzwischen Advokat am Gerichtshof in Paris geworden war, von seinen Kriegsabenteuern! Die Schilderungen des jungen Grafen rochen förmlich nach Pulver! Und dann hatte er Washington gesehen!

„Der wiegt mir Rom mit allen Römern auf, Freund Thorel," meinte er.

Mit fünfundzwanzig Jahren hatte die Politik den Sohn des Edelmanns und den Angehörigen des dritten Standes fast Schulter an Schulter kämpfen sehen. Beide wollten ein freies Frankreich. Thorel forderte es in seinen Schriften, Monpazier gab die Freiheit seinen Dienern, den Vasallen seligen Andenkens, wie er sagte.

Der alte Graf Monpazier war gestorben, Gérard, der dann Oberhaupt der Familie wurde, hatte seinen jüngeren Bruder nur einmal auf dem Arm einer Périgorder Amme gesehen und jetzt stand er plötzlich vor ihm, reizend, witzig, fröhlich, begierig sich in Paris zu amüsieren und das Leben zu genießen. Vielleicht auch, um Fräulein von Louverchal zu vergessen oder richtiger, um sich im Warten zu üben.

Thorel kannte diesen jüngeren Bruder nicht. Monpazier aber sagte von ihm:

„Er ist ein Bruder Leichtfuß! Liebt Theater und Soupers und ist dabei äußerst lebenswürdig.“

„Ein Edelmann der Vergangenheit," erwiderte Thorel — „wie du einer der Zukunft bist.“

„Aber immer ein Edelmann," sagte darauf Monpazier mit unerwartetem Nachdruck. „Wenn ich die guten und schlechten Eigenschaften meines Standes genossen sehe, fühle ich mich stets solidarisch mit seinem Schicksal und verwünsche obendrein alle Abtrünnigen.“

So sprach Monpazier schon am Vorabend der Ereignisse von 1789. Vier Jahre später war aus André Thorel, dem Sohne des Federfuchlers, bei dem der junge Graf stets einen Geruch von altem Papier verspürte, einer der Herren Frankreichs geworden. Monpazier aber hatte das Schicksal zum Landesflüchtigen, zum Emigranten gemacht. Nicht aus Furcht, sondern aus Mißmut war er gegangen; Monpazier hatte Entwicklung, nicht Umsturz gewünscht. Die rauhe Wirklichkeit jagte ihn aus seinen Träumen auf. Er gehörte eben zu denen, die die Welt umgestalten wollen, ohne einen Stuhl im Zimmer von der Stelle zu bewegen.

Abgepannt und eher angewidert als eingeschüchtert, hatte er eines Tages — schließlich wußte er selbst nicht, warum — Paris verlassen und war nach London gezogen, als bereits viele Emigranten sich dort häuslich niedergelassen hatten, die ihn wegen seines späten Erscheinens fast als „Jakobiner" behandelten.

Pujoli aber war seinem Bruder nicht gefolgt.

„Später," hatte er gesagt. „Paris ist mir noch nicht zuwider. Es hat noch immer hübsche Frauen; auch die Republikanerinnen tragen reizende Toiletten, die ihnen sehr gut stehen. London? Was giebt es da? Der Himmel stets trüb und die Erde schwarz. Puh! Das macht kein Vergnügen!“

Pujoli bewohnte in der Rue de Richelieu, damals Rue de la Voi, eine Reihe von Zimmern, die ihm aber, infolge seiner häufigen Besuche bei Herrn von Louverchal und längeren Verweilens bei Sophie Clerval, nur vorübergehend zum Aufenthalt dienten. Sein Kammerdiener, ein ehemaliger Lakai Frau von Trémolats, aus Périgueur, der von Paris nicht viel mehr als die Wohnung kannte, in der der „Bürger Vicomte" ihn ganze Tage unthätig verbringen ließ,

antwortete dem Portier, wenn dieser ihn fragte: „Bürger Migayrou, was zum Teufel treibt eigentlich der ehemalige Herr von Pujoli in Paris? Er beschäftigt sich doch nicht mit Politik?“

„Der mit Politik? Ach Gott, seine Politik sind — Frauen!“

„Ein Schürzenjäger, Bürger?“

„Ach was, dazu ist er viel zu hübsch.“

Migayrou irrte sich ein wenig. Aktiv war Pujoli allerdings an der Politik nicht beteiligt, aber es machte ihm Spaß, Opposition zu treiben. Er machte „Theaterpolitik" wie manche andre.

Er hätte sein Leben für gar nichts hingegeben — oder für einen guten Witz. Dabei hätte ihm in der ganzen Welt niemand leid gethan als sein Bruder, den er so wenig kannte und so sehr liebte, und dann Bertha, deren Gatte heute oder morgen zu werden er geschworen hatte. Was Sophie Clerval anlangte — o, die würde sich bald trösten! Sie war ja auch so hübsch, zu hübsch, die Clerval!

Der Vicomte war gerade dabei, in dieser Art zu träumen und nachzudenken, als eines Morgens Migayrou an die Zimmerthür klopfte und ihm meldete, es sei ein Mensch in schwarzer Kleidung, wie ein Staatsanwalt, draußen, der ihn zu sprechen wünsche.

„Mich?“

„Laß deinen Staatsanwalt eintreten, Migayrou!“

Sobald die Thür sich öffnete, stieß Pujoli einen lauten Freudenschrei aus und warf sich dem Eintretenden an die Brust.

„Du hier, in Paris!“

Der Mann legte einen Finger an die Lippen und deutete auf den Lakai.

„Hat nichts zu sagen, dem kannst du dich anvertrauen, mein Bruder!" sagte der Vicomte.

Als Migayrou draußen war, umarmte Graf Gérard de Monpazier seinen jüngeren Bruder wie einen alten Freund, den er plötzlich wiedergefunden. Thränen standen in seinen Augen.

„Ich glaubte, du wärest noch in London," sagte Gaston.

„Vor drei Tagen habe ich es verlassen.“

„Um mir in Paris Gesellschaft zu leisten?“

„Um in der Vendée zu kämpfen!“

„O," meinte Pujoli fröhlich, „wie gern würde ich dich begleiten, lieber Bruder, wenn Fräulein von Louverchal in die Reise nach der Bretagne einwilligte.“

„Immer noch verliebt, Pujoli?“

„Bis an mein Ende, Monpazier!“

„Hm," meinte der Graf, „das Ende... Wer weiß, ob es nicht nahe ist?“

Tiefe Wehmut war bei diesen Worten auf seinem Gesichte zum Vorschein gekommen. Dann schlug seine Traurigkeit plötzlich in ein helles Lachen um, und er erzählte, fast ebenso fröhlich wie Pujoli es gethan hätte, dem Bruder seine Abenteuer.

Gérard de Monpazier hatte, so gut es eben ging, im nebeligen London seine Zeit hingebracht, als eines Tages — das war kaum eine Woche her — mehrere junge Leute sich nach der Bretagne einschiffen, wo man sich zum Bürgerkriege rüstete. Diese jungen Leute hatten sich mitten in England den Scherz erlaubt, dem Grafen einen Spinnrocken zu schicken, gerade wie die Bauern es damals mit jenen Edelleuten machten, die nicht für den König in der Vendée die Waffen ergriffen.

Begleitet war der Spinnrocken von einer Inschrift, die lautete: „Mehrere Edelleute, die für ihren König in den Tod gehen, widmen diese Gabe dem würdigen Grafen von Monpazier.“

„Gi, ei," meinte Pujoli, als sein Bruder ihm diese Geschichte erzählte, „auf die Lektion gehörte eine andre!“

„Der Lehrer hat nicht ermangelt, sie ihnen zu erteilen," antwortete Gérard.

Monpazier hatte wirklich zuerst einmal jedem Unterzeichner der Inschrift seinen Kartellträger zugesandt. Dann hatte man sich am Strand von Dover geschlagen. Nachdem hier zwei der Herren vom Grafen gehörig gezeichnet waren, hatte dieser gemeint: „Jetzt können wir nach der Bretagne fahren, wenn es Ihnen beliebt.“

Das war auch der Grund, weshalb Monpazier, in Calais unter falschem Namen gelandet, mit falschen Papieren reiste, das Aeußere einer Gerichtsperson angenommen hatte und nun an Pujolis Thür klopfte, bevor er sich auf dem ersten besten Wege nach Westen begab.

„Ich habe nur Angst, an einem Unglückstage in Paris eingetroffen zu sein," meinte Monpazier am Schluß seiner Erzählung.

„Wieso das?" fragte Pujoli.

„Hör nur!" erwiderte der Graf.

Er öffnete ein Fenster, und wie das Tosen eines Orkans drang der Lärm der Menge und das dumpfe Rollen der Kanonen mit dem Nairwind ins Zimmer.

„Was ist das?" meinte Pujoli.

„Das Volk; man schlägt Generalmarsch. Bei meiner Ankunft in Paris letzte Nacht habe ich von allgemeiner Bewaffnung, vom Sturm auf den Konvent reden hören. Wie ist es damit, du weißt besser Bescheid als ich.“

„Ich besser als du? Für wen hältst du mich eigentlich?“ meinte Pujoli in vertraulichem Ton zu seinem Bruder. „Ich weiß nichts und lese nichts. Ich beschäftige mich nur mit dem Theater, pfeife die Stücke aus, die mir mißfallen, und bellatsche die Schauspieler, die meinen Beifall erringen. Wenn es sich eines Tages darum handelt, für Seine Majestät das Leben zu lassen, werde ich ebensowenig wie die andern vor einer Degen- oder Bajonettspitze oder der Mündung einer Pistole mit der Wimper zucken. In Paris hält mich ein einziges Band, nicht die rosa Bänder der Clerval, sondern die hellen Augen Fräulein von Louverchals. Ich wiederhole nochmals: sag dem Marquis, daß er seine Tochter in die Bretagne führt, und ich gehe mit. Sag ihm, daß er an deiner Seite kämpft, und ich bin dabei. Aber solange Bertha in Paris bleibt, bleibe ich auch da, und wenn der Henker Samson meinen Totenschein ausstellt!“

Monpazier hatte, während sein Bruder sprach, den jungen Mann kopfschüttelnd angesehen.

„Du nimmst die Sache sehr leicht,“ erwiderte er dann. „Diese Teufel von Jakobinern tragen eine Kraft, Begeisterung und einen Starrsinn in sich, die ganz unglaublich erscheinen! Seit ich den Fuß auf Frankreichs Boden gesetzt, kommt es mir vor, als wenn dieser Boden brennt! Was ich von Calais bis Paris an stolzen Worten gehört und an wahren Großmuthsfeiern bei den Patrioten wahrgenommen, hat mir das Herz in Wallung gebracht! Jene sind Frankreich, lieber Freund, und wir, wir sind das alte Frankreich!“

„Wenn dem so ist, warum ziehst du dann gegen sie ins Feld?“

„Weil ich den Namen Gérard de Monpazier führe!“ sagte stolz der Graf. „Man verläßt das Schlachtfeld nicht, wenn es gefährdet ist und das Schiff, wenn es sinken will!“

„Wie wirst du aber in die Vendée gelangen?“

„Weiß ich das? Mit Gottes Hilfe! Heute, lieber Freund, siehst du mich im Gewande eines Staatsanwaltes, morgen erscheine ich in der Maske eines Hausierers. Aber ich komme durch, und wäre es durch die gesamten Brigaden der Nationalgarde! Ich muß durch!“ sagte Monpazier in entschlossenem Ton. „Nicht nur meiner selbst wegen, sondern Depeschen wegen, die ich bei mir trage!“

„Du hast Depeschen bei dir? Wenn man dich festnimmt, dich durchsucht?“

„So wird man nichts finden!“

Gérard zog eine Pistole aus der Tasche und zeigte sie dem Bruder.

„Ein Mittel, das ich dir im Notfalle dringend anzuwenden rate: meine Depeschen sind da drinnen?“

„In der Pistole?“

„Als Pfropfen. Wenn man mich festnimmt, schieße ich, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß das Papier vernichtet wird; hält man mich nicht an, so gelangt die Depesche unverfehrt an ihren Bestimmungsort.“

Pujoli hatte die Waffe aus der Hand des Bruders genommen und betrachtete sie.

Es war eine kurze, solid gearbeitete Pistole; ihr brauner Kolben stellte eine weibliche Figur dar.

„Hübsch, dieser Kopf!“ sagte der Vicomte.

„Du hast doch nur für Frauen Sinn!“ erwiderte Monpazier lachend.

„Und du, lieber Bruder, wie ist es mit dir? Denkst du gar nicht daran, dich zu verheiraten? Hast du nicht vielleicht irgendwo in London ein hübsches, kleines Weib, das diesem Bildnis gleicht und das für dich etwas Aehnliches ist, wie Fräulein von Louverchal für mich?“

„Nein,“ sagte Gérard. „Ich kümmere mich nicht um den nächsten Tag. Sieht es überhaupt noch ein Morgen für uns?“

„Ach, du Unglücksprophet!“ rief Pujoli. „Gewiß giebt es ein Morgen und viele folgende Tage, und liebliches Lächeln und blaue Augen und rosige Wangen! Du bist dreißig, ich vierundzwanzig Jahre alt! Das rechte Alter für die Liebe! Und wenn diese Vaterlandskomödie zu Ende ist, dann lesen wir wieder und wieder unsern Liebesroman, der den des Bürgers Louvel hundertmal aufwiegt! — Deine Depeschen haben wohl einen wichtigen Zweck?“

„Sie geben den Heerführern in der Vendée erste Nachrichten und enthalten ein vollständiges Bild der Streitkräfte, über die der Konvent verfügt! Trotz der Massenerhebungen sind unsre Freunde zahlreich. Aber man muß handeln, und die Befehle, die ich mitbringe, geben das Nötige an.“

Monpazier hielt plötzlich inne, trat ans Fenster und horchte auf den Lärm, der aus der Straße aufstieg.

Durch die laue Mailust drang ein unheim-

liches Säusen, dazwischen wildes Geschrei und Trommelwirbel.

„Sicher hat Paris heute, was man einen besonderen Tag nennt,“ sagte der Graf lächelnd.

„Das fürchte ich auch,“ erwiderte Pujoli.

Er schüttelte den Kopf und fügte hinzu:

„Oder hoffe es fast. Schließlich weiß man in der Politik doch nicht mehr, ob der nächste Tag einem Schaden oder Nutzen bringt. Jetzt wissen wir wenigstens, daß noch ein Morgen kommt.“

Der Vicomte, wie sein Bruder halb zum Fenster hinausgelehnt, hatte kaum ausgedehet, als jemand heftig an die Thür klopfte und gleich darauf, ohne ein „Herein“ abzuwarten, Migayrou ins Zimmer stürzte.

Der arme Bursche war recht blaß. Die Mühe hielt er zwischen den zitternden Fingern.

„Nun, Migayrou, was giebt es denn?“ fragte der Vicomte. „Du bist so weiß wie eine königliche Fahne, was dich hoffentlich nicht kränken wird.“

„Ach, Herr Vicomte, Herr Vicomte! . . .“

„Was ist denn passiert? . . . Kämpft man in den Straßen? Sind die Thürme von Notre Dame eingestürzt? Was ist? was giebt's? So sprich!“

„Man hat Sie angezeigt, Herr Vicomte!“ erwiderte starr vor Schreck der Diener.

„Angezeigt? Mich?“

„Allerdings, Herr, wie mir der Portier gesagt hat — er ist bei Gott ein braver Mann, und er hat mir erzählt, daß gestern abend, nicht sehr spät, jemand hier gewesen ist, um die Zimmer zu versiegeln, in denen Sie sich ja meistens nicht aufhalten.“

„Darüber mag die Polizei sich bei Sophie Clerval beschweren! Wenn ich häufig nicht hier bin, liegt die Schuld an Fräulein Sophie!“

„Noch sind die Siegel ja nicht angelegt, Herr Vicomte, aber heute, vielleicht schon bald, kommt die Polizei zum zweitenmal. Sie müssen fort.“

„Fort? Warum? Die Wohnung gefällt mir ganz gut!“ meinte Pujoli lachend.

„Ach, Herr Vicomte, um Gottes willen, keinen falschen Eigensinn! Der Portier setzt sein Leben aufs Spiel, wenn er Sie warnt; er weiß, was er thut. Sie dürfen keinen Augenblick verlieren. Ich würde sofort das Getümmel auf der Straße benutzen und mich davonmachen!“

„Und was wird aus mir,“ sagte Monpazier hinzutretend — „ich wollte bei dir für die Nacht ein Unterkommen suchen, lieber Bruder. Aber das thut nichts,“ meinte er, „ich weiß schon, wo ich hingeh. Und dann bin ich dort besser aufgehoben als hier.“

„Wo denn?“ fragte Pujoli.

„Erst schwör mir, daß du nicht die Tollheit begehren wirst, hier wohnen zu bleiben.“

„Das verspreche ich. Ich habe gar keine besondere Neigung für Ratten- und Mäusefallen; es macht mir Vergnügen, ein wenig auf Abenteuer auszugehen. Migayrou, mein Junge, ich rate dir, hier nicht mehr lange zu schlafen. Wenn die Herren von der Polizei aber erscheinen, während du noch mit dem Ordnen meiner Kleider beschäftigt bist, so sag ihnen, wenn du willst, ich sei nach Ostindien abgereist; in Pondichery würden sie mich finden.“

„Hast du Geld bei dir?“ fragte Monpazier.

„Warum?“

„Weil ich welches habe, hier in meinem Leibgurt.“

„Danke, ich bin auch versehen. Und nun sag mal,“ fuhr Pujoli mit ungewöhnlicher Erregung fort, „ist der Zufluchtsort, von dem du sprichst, auch sicher?“

„So sicher wie der andre, um den ich dich bitten wollte.“

„Nun, ich dachte, er wäre noch sicherer! Zu wem willst du gehen?“

„Zu einem Freunde.“

„Ist er einer der Anfrigen?“

„Nein, ein Republikaner.“

„Zum Hentel!“ rief Pujoli, die Stirne runzelnd.

„Er ist Mitglied des Nationalkonvents.“

„Dann weiß ich, wer es ist,“ sagte Pujoli —

„André Thorel!“

„Mein Freund von Jugend auf.“

„Bist du seiner sicher?“

„So gut wie meiner selbst.“

„Ja, aber in der verwünschten Politik . . .“

„Für Leute wie Thorel giebt es nichts Höheres als die Freundschaft. Ich bin sein Freund, und wäre ich es nicht, so würde ich ihm heute abend dennoch heilig sein als Gast.“

Pujolis stets rosiges Gesicht war etwas blaß geworden. In seinem Innern verspürte er qualende Unruhe. „Also du bist sicher,“ meinte er, wie aus düsteren Gedanken zu sich kommend, „daß dein Thorel dich nicht verraten wird?“

„Bist du närrisch, Pujoli?“

„Ach, lieber Bruder, es wäre doch gar zu dumm, wenn du dich dem Wolf geradezu in den Nacken stürztest!“

„Herr Vicomte, Herr Vicomte!“ wiederholte der arme Migayrou, zitternd vor Angst.

„Ja, ja,“ sagte Pujoli, „du hast recht . . . Ich muß aufbrechen! Sag dem Portier, ich ließe ihm danken und würde seiner in meinem Testament gedenken . . . Und du, lieber Bruder — es wäre merkwürdig, wenn wir uns bei dem Konventmitglied wieder treffen würden! Clotilde Pouyade hat mir denselben Zufluchtsort angeboten, den Thorel dir gewährt! Du bist Gast des Mannes, ich könnte leicht Gast der Frau werden. Sollte ich keinen besseren Schlupfwinkel finden, mein Wort darauf, ich klopfte bei der Bürgerin Thorel an! Die arme Clotilde! Ihr Vater ist für dich gestorben; ich wäre im Stande, ihr zur Belohnung dafür Gelegenheit zu geben, für mich zu sterben.“

Pujoli sprach, wie gewöhnlich, in scherzhaftem Ton, wodurch sein sonst so schüchternes Gesicht einen spöttischen Ausdruck erhielt. Dann wurde er plötzlich von Rührung ergriffen, sagte Monpazier bei der Hand und sagte, blaß vor Erregung:

„Jetzt lebe wohl; auf Wiedersehen, Bruder!“

„Auf Wiedersehen!“ wiederholte Monpazier.

Die beiden Brüder hielten sich einen Augenblick innig umarmt. Die Lippen beider bebten auf der Wange des andern, und die Augen sahen nichts mehr durch Thränennebel.

Auf der Thürschwelle stand der soeben wieder eingetretene Migayrou, zitterte am ganzen Leib und wippte mit dem Fuß, als wollte er sagen:

„Schneller, schnell, schnell!“

„Ach, laß doch!“ sagte der Vicomte, seine Thränen trocknend. „Für solche Umarmung kann man schon einmal sein Leben riskieren!“

Die Trommelwirbel auf der Straße wurden lauter und immer lauter, und bevor der schöne Pujoli seine Wohnung verließ, ohne zu wissen, ob und wann er sie wiedersehen würde, konnte er seinem Bruder gegenüber die Bemerkung nicht unterdrücken:

„Was mich bei der Sache tröstet, ist, daß heute nicht für uns allein dort draußen eingezogen wird!“

Nicolas Pluche, wohlbestallter Souffleur am Nationaltheater zu Paris, hatte sich zeitig vom Lager erhoben, atmete die warme Luft und erfreute sich an der hellen Maitonne, die sein ganzes Gärtchen durchleuchtete. Dann funkte der Bürger Pluche mit seiner braven Gattin Babelle unter einer grünen Laube sein geröstetes, sorgfältig mit Butter bestrichenes Brot in delikaten Milchsaft. Nebenbei las er sein Blatt, das „Journal National“ oder den „Moniteur“ vom Abend vorher, Donnerstag den 30. Mai 1793, dem ersten Jahre der französischen Republik, und studierte von der ersten Zeile bis zur letzten die politische Lage. Aus Wien wurde berichtet, die verbündeten Mächte führen fort, in Zeitungen großartige Meldungen über Märsche, Gegenmärsche und erstaunliche Heldenthaten ihrer Truppen zu verbreiten. Lügen! Bürger Pluche lächelte. Die Intrigen Rußlands scheiterten an Stockholm und Kopenhagen; Schweden und Dänemark blieben neutral. Das war sehr bemerkenswert! Und Pluche ging zu Frankreich über:

Pariser Kommune. Die Sektion „Französisches Theater“ (ei, ei, das ging Pluche näher an) schlug vor, an der Thür jedes Gefängnisses ein Geschütz mit acht Artilleristen als Bedienungsmannschaft aufzustellen. Alle Wetter! Die gingen schlankweg zur Tagesordnung über! Um so besser! General Miranda, der Mithild an Dumouriez Verbrechen angeklagt, war vom Tribunal freigesprochen worden. Bravo! Im Konvent hatte es stürmische Szenen gegeben. Robespierre, wenig gleich leidend, war gegen die „Partei“ vorgegangen. Die „Partei“ war die Gironde. Barbarour hatte ihm geantwortet, aber die Tribunen hatten gemurrt, und der Präsident Isnard konnte dieses Murren gegen seine Freunde, die Girondisten, nicht durchgehen lassen. — „Om, hm,“ meinte der gute Pluche, dem diese Auseinandersetzungen Kopfschmerzen verursachten. „Der Bericht ist gut; so was mögen die Leute. Aber wie sieht's mit den ernstesten Dingen, mit dem Theater?“

Darüber war nichts gesagt. Nicht die kleinste Notiz über das im Nationaltheater neu aufgeführte Stück in drei Akten und freien Versen: „Die vier Schwestern“.

Und es ist doch in Versen! dachte Nicolas ganz enttäuscht.

Dabei wurde die nahe bevorstehende Eröffnung eines Zirkus in der Rue de Louvois angezeigt; und Bürger Perrin, der Mechanikus und Lehrer unterhaltender Naturkunde, stellte eine Reihe neuer, überraschender Experimente im Saal des Bürgers Moreau in Aussicht.

„Das alles ist keine Kunst!“ meinte Nicolas Pluche. „Was geht das dich an!“

Damit legte er die Zeitung zusammen, betrachtete seinen wilden Wein, der am Gitter entlang kletterte, sah seine Rosen im Sonnenschein blühen, vergaß, was er soeben gelesen hatte und begann süß zu träumen. Es war immerhin schön zu leben.

Er war jetzt einundsechzig Jahre alt, mit klarem Blick, gutem Appetit, einem ruhigen Gewissen, dabei munter, frisch und rüstig wie ein Junger. Zudem hielt

seine fast um zwanzig Jahre jüngere und noch anmutige Frau, dabei eine tüchtige Wirtschaftlerin mit hellem, strahlendem Blick unter ihrem weißen Häubchen, ihn stets bei guter Laune.

Dann wiegte der gute Pluche zufrieden den Kopf hin und her, wobei von seiner Perücke eine feine, weiße Puderwolke in die Frühlingsluft aufstieg, streckte die in gewebten Strümpfen steckenden Füße aus, legte seine Hände auf die Kniehosen und machte sich's in seinem geblühten Hausrock bequem, bis er den unvermeidlichen kornblumenblauen Rock anlegen würde.

Er dachte jetzt nicht mehr an Krieg und Politik,

sondern sagte sich, daß er tagsüber mit seiner Zeit beginnen könnte, was er wollte. Der Souffleur Nicolas war bis auf den Abend frei. Es fand heute keine Probe statt. Er hatte Lust, seine Bibliothek, die er Sou für Sou beim Antiquar zusammengekauft, in Ordnung zu bringen, oder die alten Theaterkostüme durchzusehen, die er ehemals in der Provinz getragen; denn der Bürger Pluche war Schauspieler gewesen.

Aber nur kurze Zeit! Und ein recht mäßiger Schauspieler, wie er sich ohne falsche Scham eingestand.

Deswegen hatte er auch die Bühne mit dem Souffleurkasten vertauscht und dadurch zugleich Babette ein großes

Vergnügen bereitet, denn sie liebte nicht, daß ihr Mann sich verkleidete, um vor bemalter Leinwand den Leuten Dinge zu erzählen, die mit seinem eignen Leben nichts zu thun hatten.

So wohnte denn der gute Nicolas nun in der Zurückgezogenheit seines Gärtchens in der Rue Hautefeuille und bewahrte alles, was ihn an seine frühere Thätigkeit als Schauspieler erinnerte, wie Andenken einer Liebe — einer unglücklichen, auf und teilte sein Leben zwischen seiner Frau, die er vergötterte, und dem Theater, das er liebte, obgleich es seine Neigung nie erwidert hatte.



Pariser Weltausstellung 1900: Da...

Seine Liebe zu Babette hatte niemals die geringste Trübung erfahren. Babette war die Tochter eines Brillenmachers auf dem Quai d'Orsay. Der Bürger Pluche hatte sie, gerade wie sie ihn, aus Neigung geheiratet.

Der Geistliche hatte die kleine Babette nicht mit Nicolas Pluche trauen wollen, unter dem Vorwand, daß Nicolas, als Komödiant, aus der Kirche ausgeschlossen sei.

„Schön!“ hatte Babette darauf erwidert. „Wenn Pluche in die Hölle kommt, Herr Pfarrer, gehe ich mit! Trauen Sie uns nur schnell, damit wir den Weg zusammen machen.“

Sie hatte gut scherzen, die kleine Frau, da sie sich

im selben Augenblick fest vornahm, Pluche dem Teufel und seinem Werk und damit auch dem höllischen Feuer, über das sie spottete, zu entreißen. Vielleicht veranlaßte sie ihn schließlich auch aus diesem Grunde, seinen Beruf aufzugeben. Ganz und gar dem Theater entsagen, hätte Nicolas Pluche sicher aufs Krankenlager geworfen, und Babette, die sich so gut auf Milchkaffee und Eingemachtes verstand, hatte es doch nicht auf den Tod des Sünders abgesehen.

„Souffliere, Nicolas, werde Souffleur! Das ist schließlich immer noch ein christliches Handwerk; ja, es wäre sogar ganz annehmbar, wenn du nur den Theaterdämon nicht immer auf die Füße gucken wolltest.“

Pluche dachte vielleicht an diese schon siebenundzwanzig Jahre — bis 1766 — zurückliegende Vergangenheit, während er das geröstete, von Babettes Hand mit frischer Butter bestrichene Brot zwischen seinen Zähnen knabberte. Er jah sie wieder mit ihren achtzehn Jahren, brünett, geschmeidig und zierlich in ihrem weißen Brautkleid die Kirchentreppe Saint-Séverin hinansteigen, deren Geistlicher endlich nachgegeben und dem „Agläubigen“ Pluche das Kirchenregister eröffnet hatte, nachdem der den Umständen angemessene Titel eines „Musikers“ für Pluche gewählt worden war.

Nicolas Pluche war also gerade damit beschäftigt, sein geröstetes Brot in den Kaffee einzutauchen, als

der erste Trommelwirbel ertönte. Der Souffleur fuhr auf seinem Stuhl zusammen.

Und „Borum, burum burum, bumbum!“ ging es immerfort. Was mochte nur vorgefallen sein?

„Der Teufel soll dieses ewige Getrommel und Gebalge holen!“ rief Nicolas. „Man könnte sich so leicht verständigen!“

„Das scheint doch nicht ganz so,“ erwiderte Babette. „Mein Gott, ich sterbe schließlich noch vor Furcht, oder die Ereignisse bringen mich um den Verstand!“

„Furcht? Warum hast du Furcht, Babette? Was haben wir Böses gethan? Ich bin ein guter Patriot.“

Habe keine Feinde. Wie sollte ich verdächtig werden? Und Médard heißt Maximilian. Ein gutes Vorzeichen, denn Robespierre heißt ebenfalls mit Vornamen Maximilian. Was, zum Teufel, was und wen fürchtest du denn?“

„Publicola!“ sagte die Hausfrau.

„Publicola Verdier?“

Pluche schob die Schultern unter seinem geblühten Hausrock langsam in die Höhe.

„Publicola ist ein Freund,“ meinte er.

„Zu sehr dein Freund!“ antwortete Babette. „Er drängt sich so an dich heran! . . . Allerdings ist er dein

Nachbar, aber so aufdringlich, gar so aufdringlich . . . Schlecht beständig um unser Haus herum, wie der aller schlimmste Polizeispitzel . . . Ein Mensch, den ich nicht ansehen kann, ohne vor Schreck ohnmächtig zu werden! Und dabei muß ich feinewegen die leckersten Gerichte auftragen . . . Dieser Verdier! Er macht mich zittern wie Espenlaub, wahrhaftig!“

„Nun, Verdier ist vielleicht nicht ganz so böse, wie er aussieht,“ meinte der Souffleur. „Der Mensch hat sich mit mir befreundet; ich kannte ihn früher, als er ein unbedeutender Schauspieler in der Provinz war . . . Damals habe ich ihm mehrfach kleine Dienste erwiesen . . .“



rdorf. Zeichnung von A. Trianon.

Allerdings wäre das kein Grund! . . . Sei ganz ruhig, Babette, ich bin kein Dummkopf!“

Babette spendete dem Souffleur ein Lächeln unbedingten Vertrauens.

„Du mußt wissen,“ sagte Pluche, „daß ich in dem hölzernen Loch, in das ich jeden Abend hineinklettere, mich nicht damit begnüge, die Schultern Fräulein Contats zu studieren . . .“

„Die Schultern?“ meinte Frau Pluche.

„Oder die Beine Herrn Dazincourts,“ fügte der gute Nicolas schnell hinzu. „Ich denke nach . . . Und während ich ganz mechanisch Corneille und Molière soufflierte, die ich auswendig weiß, ergründe ich das, was sich um uns her zuträgt. Und dann sage ich mir,“

fuhr Pluche fort, „daß die Menschen weniger böse sind als sie aussehen, und daß alles Uebel folgende Ursache hat: die Menschen kennen sich nicht genügend und verkennen sich einfach! Verdier, dieser rauhe Publicola Verdier mit seiner Donnerstimme und seinem sturmähnlichen Auftreten ist wahrscheinlich im Grunde genommen gar nicht schlechter als die andern.“

„Das hängt von dem ab, was die andern wert sind,“ sagte Babette.

Sie hatte kaum ausgesprochen, als in der in die Wohnung führenden Thür ganz atemlos und bestürzt ein kleiner, dicker Mann zum Vorschein kam, der sich auf sein Rohr stützte und sein rotes, schweißbedecktes Gesicht mit dem blau-weiß-rot geschmückten Filzhut fächelte.

„Sieh da, Herr Médard!“ rief Babette. „Ei, wie sind Sie hereingekommen, Bürger Médard?“ fragte Pluche.

„Durch die Thür. Sie war angelehnt, ich habe sie aufgestoßen.“

„War angelehnt?“

„Ja, diese Unvernunft!“ meinte Maximilian Médard. „Bedenkt doch, daß ihr in eurem Erdgeschosß so gut wie im Freien seid und daß man jedes eurer Worte auf der andern Seite der Straße hört . . . Die Thür unvergeschlossen! Und das heutigentages!“

Maximilian hob die Hand mit dem dreieckigen Hut ausdrucksvoll gen Himmel.

Die arme Babette war ganz blaß geworden; sie

rang die Hände und schaute, sich selbst wegen ihrer Unvernunft anklagend, gen Himmel. Sie glaubte doch den Niegel vorgeschoben zu haben! Aber sicher, die Angst hatte ihr den Kopf verdreht.

Nicolas Pluche, der in seinem Leben seine Frau noch nicht gescholten hatte, begnügte sich damit, zu bemerken:

„Siehst du, Babette! Mich findest du unvernünftig und bist selbst leichtsinnig!“

Hierauf schob Nicolas Médard einen Gartenstuhl hin und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Wollen Sie ein Stück geröstetes Brot mit uns essen, Bürger Médard?“

„Nein, danke. Ich habe gefrühstückt und habe keinen Hunger,“ sagte Maximilian und schüttelte dabei den Kopf, wie jemand, der traurige Dinge gesehen hat, die einem den Appetit benehmen.

„Was giebt es denn, mein lieber Freund?“ fragte der Souffleur.

Médard zuckte die Achseln.

„Wahrhaftig, Bürger Pluche, ich weiß gar nichts! Ich bin kein großer Politiker; ich gehe in mein Bureau, arbeite dort und kehre wieder heim. Man hat mir ein kleines Zimmer im Stadthaus angewiesen, da verbringe ich meine Tage mit Kopieren amtlicher Schriftstücke. Zeitungen lese ich wenig. Ich verehere nichts als unsere liebe Musik und beschäftige mich, Gott sei Dank, weit mehr mit dem Ritter Gluck — oder Bürger Gluck, wenn Sie wollen — als mit den Reden, die in politischen Klubs gehalten werden. Aber dennoch glaube ich, daß heute . . . ja wirklich, es scheint mir so, als wenn heute ein Hauptschlag geführt wird.“

„Gegen wen?“

„Das sagen Sie mir,“ meinte Maximilian Médard, den Kopf schüttelnd.

Dann fügte er schnell in leisem, vertraulichem Ton, als wenn es sich um ein großes Geheimnis handelte, hinzu:

„Ich glaube zu erraten, daß es sich um die Auflösung der Zwölferkommission handelt. Wissen Sie genau, was die Zwölferkommission zu bedeuten hat?“

„Aber ich bitte Sie,“ rief Nicolas Pluche erregt und stellte die Tasse Milchkafee auf den Tisch, die er soeben zum Mund geführt hatte. „Wie sollte ich nicht wissen, was die Zwölferkommission des Nationalkonvents bedeutet? Seit die Jakobiner den Gemeinderat und die Mehrzahl der achtundvierzig Sektionen beherrschen, wollen sie auch den Konvent unter ihren ausschließlichen Einfluß bringen, wenn sie da auch die Minderzahl sind und schwer gegen die Girondisten ankämpfen. Diese haben den Zwölferauschuß durchgesetzt zur Untersuchung all dessen, was der Gemeinderat seit einem Monat gethan hat. Und dagegen haben wieder fünfundsiebzehn Sektionen oder doch die kühnsten Umsturz männer davon im erzbischöflichen Palast einen Zentralauschuß gebildet und eine Eingabe an den Nationalkonvent gerichtet, unterstützt vom Gemeinderat, man solle zweiundzwanzig namentlich aufgeführte Konventsmitglieder, lauter Girondisten, ausschließen. Alle Weiter, wenn man jetzt der Zwölferkommission anwill, so rückt man damit der Gironde auf den Leib!“

„Das, glaube ich, will man gerade,“ erwiderte Médard. „Von der Rue de l'Éperon bis hierher habe ich nichts als Verwünschungen gegen die Freunde dieses Brissot ausstoßen hören, den ich nicht kenne und den zu beurteilen ich mir niemals erlauben werde, weder ihn noch die Seinigen, das verspreche ich Ihnen feierlich!“

„Zum Teufel!“ rief Nicolas. „Was wird dann aus dem armen Thorel?“

Sein dünnes, scharfgeschnittenes Gesicht mit den kleinen, schwarzen Augen, die wie Pulver aufblitzten, dies gleichzeitig spöttische und gutmütige, glattrasierte Gesicht, das so seltsam von dem dicken Rundkopf und den lirschtönen Ohren Maximilian Médards abstach,

wurde plötzlich unruhig, so daß Babette, die ihren Gatten erblassen sah, alsbald fragte:

„Droht dem Bürger Thorel Gefahr? Glaubst du wirklich, Nicolas, daß man ihm an den Kragen will? Was soll dann aus seiner armen Frau werden?“

„Wer ist dieser Bürger Thorel?“ fragte Maximilian Médard. „Kennen Sie ihn?“

Pluche erhob stolz das Haupt.

„Und ob ich ihn kenne! André Thorel ist eines der hervorragendsten Mitglieder des Konvents. Bevor wir hierher zogen, haben wir in demselben Hause mit ihm, Alte Augustinerstraße, gewohnt und auch die Bürgerin Thorel gesehen, eine hübsche Frau, sage ich Ihnen, Médard!“

„Ganz reizend!“ rief Babette, die immer noch zuhörte.

„André Thorel behauptete, der Arzt, der Nicolas behandelte, verstehe nichts von der Krankheit und . . .“

„Er ließ mich zur Ader und immer wieder zur Ader, der Quacksalber!“

„Bürger Thorel,“ fuhr Babette fort, „holte seinen Arzt, einen verständigen Mann, an das Lager meines Mannes, und der brachte Nicolas schnell wieder auf die Beine. Das werde ich ihm nie, niemals vergessen! Und er, er soll derjenige sein, dem man an den Kragen will! . . . Wer will es denn eigentlich?“ sagte sie mit einer Art zorniger Entschlossenheit, die indessen sofort verschwand, als Pluche antwortete:

„Der Bürger Marat.“

Marat! Eine Bombe, die plötzlich in den grünen Garten voll Sonnenschein und Blumenduft gefallen wäre, hätte die Bürgerin Babette nicht so sehr erschreckt.

Marat! Jean Paul Marat!

Der häßliche, schmutzige Marat, früher Stallarzt des Grafen von Artois, jetzt Zeitungsschreiber, der in seinem „Vollsfreund“ die Vernichtung aller Aristokraten und Feinde der Republik predigte; das Tragen besserer Kleidung, das Halten von Bedienten, den Besuch von Theatern als todeswürdig brandmarkte; der Vorsteher des Ueberwachungsausschusses, der alle Denunziationen gierig entgegennahm, der Mitschuldige der Septembermorde, dann in Paris zum Abgeordneten in den Nationalkonvent gewählt, der Todfeind der Girondisten!

Babette sah André Thorel schon festgenommen, vor Gericht geschleppt, und die Bürgerin Thorel nicht mehr in ihrer früheren weißen Robe, sondern im schwarzen Witwenkleide.

„Arme Bürgerin Clotilde!“ meinte Babette.

Flüchtig, als ob ein Windstoß über die Stadt hinwegstriche, hörte man jetzt neues Geräusch von Trommelwirbeln, ein unheimliches Geräusch, das wie Kampfgetöse klang.

„Was ist das?“ unterbrach Babette sich, starr vor Schreck.

„Das,“ sagte Nicolas erdbah, „ist der Generalmarsch.“

„Es wird also gekämpft?“ fragte Médard.

„Wahrscheinlich,“ sagte der Souffleur.

„Ich habe heute meiner Schreibstube lebwohl gesagt, obgleich erst Freitag ist,“ meinte Médard. „Da mir im Kopf etwas schwer war, bin ich um Urlaub eingekommen . . . Wenn der Lärm gar zu arg wird, möchte ich Sie bitten, mir ein Bett herzurichten; morgen ist dann vielleicht alles zu Ende und ich kann in das Stadthaus zurückkehren.“

„Lieber Freund,“ sagte Pluche, „Sie wissen, daß Sie hier wie zu Hause sind.“

„Und daß man hier so sicher wie in Abrahams Schoß ist,“ schloß Maximilian Médard.

„Ist im Theater heute abend Vorstellung?“ fragte Babette erschreckt.

„Gewiß. Wo sich auf der Straße Tragödien abspielen, darf das Theater nicht zurückstehen,“ versuchte Pluche zu lächeln. „Das Nationaltheater ist wie immer geöffnet.“

„Und du wirst hingehen?“

„Ich gehe auf meinen gewöhnlichen Posten. Man braucht gar nicht erst den Generalmarsch zu schlagen; ich komme ganz von selbst.“

„Ins Theater! . . . Und wenn dir nun unterwegs etwas zustößt!“

„Was soll einem armen Teufel wie mir wohl zustoßen? Souffleur am Nationaltheater! Der Franziskanerklub und die andern werden sich viel um ihn bekümmern! Wer nichts ist, hat nichts zu fürchten! Am Grashalm läßt der Sturm seine Kraft nicht aus! Uebrigens lassen wir das,“ rief Pluche, „hast du deine Flöte bei dir, Bürger Médard?“

„Die habe ich,“ erwiderte der kleine dicke Mann, zog mehrere Ebenholzstücke, die von Eisenbeinbändern umgeben waren, aus der Tasche und legte sie Stück für Stück zusammen, mit den Augen und der Hand



Ein neuer Rettungsapparat bei Feuersgefahr.

„Da haben wir sie ankommen sehen, wie sie aus dem Wagen stieg, im weißen Hochzeitskleid, und dann hochrot die Treppe zur Wohnung hinausstieg. Wir wohnten in der Mansarde, wie Sie sich erinnern werden, und das junge Paar wohnte im ersten Stock und hatte einen Garten, größer als dieser hier, mit einem Pavillon im Hintergrund . . . Das alles muß noch vorhanden sein, denn Thorel wohnt noch dort . . . Oben, vom Fenster aus, sahen wir sie bisweilen Arm in Arm vorübergehen. Sie beteten sich gegenseitig an. Es war entzückend. Babette und ich wurden dadurch an die Vergangenheit erinnert . . . ach, die schöne Zeit!“

„Im Jahre neunzig, lieber Mann,“ sagte Babette, als du die schwere Krankheit durchmachtest . . .“

„Mein bösesartiges Fieber. Wissen Sie noch, Médard?“

„Ja, ja . . . ich glaubte Sie schon verloren. Lieber Pluche.“

zärtlich wie ein Vater, der sein Kind liebt, darüber hinsahend.

„Meine Violine, Babette,“ sagte Nicolas.

„Was? Du wolltest? ...“

„Ja, ja. Auf diese Weise hören wir vielleicht den Generalmarsch weniger laut.“

Babette brachte auf den Armen, feierlich wie einen kostbaren Schatz, als wenn sie einen Neugeborenen zur Taufe trüge, eine glänzende Violine aus schönem bernsteinfarbener Holz.

Der gute Pluche betrachtete sie mit demselben Entzücken, wie Maximilian Médard seine Flöte, und ergriff das Instrument mit leidenschaftlicher Gebärde. Es zuckte ihm offenbar in den Fingern, das Griffbrett zu berühren, die Saiten zu spannen, das Instrument gegen sein mageres Kinn zu drücken und den in der rechten Hand pendelnden Bogen wie einen Kommandostab zu schwingen.

„Nun, Médard, fertig?“

„Sofort,“ sagte Maximilian, der bereits neben Pluche saß und die Lippen schon an das Mundstück gelegt hatte.

Babette stand dabei und betrachtete die beiden Männer: ihren noch munteren, frischen Gatten und den alten, diden Bürger Médard, der rot und runzelig wie ein Bratapfel war. Und die beiden begannen mit mutigem Eifer.

Ihre Füße traten auf dem Boden den Takt. Die Sonne glitzerte und funkelte an ihren Schuhspitzen. Médards Kopf und Perücke hüpfen munter auf dem Kopfkragen hin und her, und Nicolas Pluche schien von einem Heiligenschein weißen Puders umgeben.

In der Ferne hörte man Getrommel und ab und an einen Vers der Marseillaise, der plötzlich durch dumpfes Rollen unterbrochen wurde. Es war rührend, dieses Duo der beiden alten Freunde, die hier im Garten der Rue Hautefeuille, neben Blumenbeeten und zwischen grauen, von Kletternden Ephenranken belebten Mauern, ihr Lieblingsstück spielten.

Weiter hinten dauerte das Tosen fort.

„Immer munter, munter! Burum, burum, burum, bumbum!“ sagte die arme Babette, wie vorhin ihr Gatte.

Und die frohe Liederweise tanzte munter wie ein Sperling durch den kleinen, sonnigen Garten.

Plötzlich durchschneidet ein dumpfes Glockenläuten die Mailuft und ließ Frau Pluche erbleichen und die beiden Musikanten erzittern, die aber nichtsdestoweniger, gleichsam durch die Gefahr angespornt, der eine auf seiner Geige, der andre auf seiner Flöte, weiter spielten.

„Munter, Médard! Etwas mehr Leben!“

„Ganz recht, Bürger Pluche.“

Er beschleunigte sein Turturütü, aber über die munteren Töne hinweg drang jetzt das schreckliche Zittern der Sturmglocke von Notre Dame.

„Die Sturmglocke! die Sturmglocke!“ stammelte Babette totenbleich.

Und als wollte er die unheilverkündende Stimme der großen Alarnglocke übertönen, rief Pluche: „Allegro! Allegro! Munter, munter, Freund Médard! Rinforzando!“ — und stampfte dabei mit dem Fuße auf, während der arme Maximilian vom Blasen rot wie ein Tompfaße wurde.

Babette hörte noch lieber Kanonendonner als diesen düsteren Glockenton.

Armer Bürger Thorel! dachte sie. Arme Frau Clotilde! Wo mögen sie bald sein? Ob sie sich heute abend wiedersehen?

Während der kleine dicke Maximilian Médard und der Bürger Nicolas Pluche, Souffleur am Nationaltheater, als begeisterte Musikfreunde im Gärtchen der Rue Hautefeuille ihr Duo spielten, befand sich André Thorel, an den Herr Pluche und Babette mit Besorgnis dachten, im Konvent und versuchte gegen die Ankläger zu kämpfen.

Was Pujoli oben aus seinem Fenster, was der Bürger Pluche von seinem Garten aus hörte, war ein Staatsstreich.

Die Jakobiner des Gemeinderates und der Sektionen hatten den offenen Kampf gegen die Girondisten aufgenommen. Sie hatten im bischöflichen Palast wieder eine Versammlung gehalten, an der sich auch Weiber beteiligten; als republikanische Vereinigung erklärten sie sich im Aufruhrzustand, um die Freilassung eines vom Zwölferauschuss gefangen gehaltenen wütenden Revolutionärs, Namens Hébert, zu erzwingen und die Girondisten zu verderben. Der Nationalkonvent sollte mit Bewaffneten umgeben und seine Mitglieder nicht eher aus dem Saal gelassen werden, bis sie den geforderten Beschluß gefaßt hätten. Die Bataillone, die man aus den Sektionen gebildet hatte, um sie nach der Vendée zu schicken, sollten zurückgehalten werden, weil sie den Jakobinern zuverlässiger erschienen als das übrige Aufgebot der Sektionen, mit Ausnahme der Kanoniere, der Schmiede und Schlosser. Henriot, bisher Anführer eines Bataillons Sans-

culotten, erhielt den Auftrag, die um den Nationalpalast herum aufzustellenden Truppen zu befehligen.

Als der Abgeordnete am Abend des 30. Mai zuvor über den Pont-Neuf gegangen war, hatte er mitten in einem Volkshaufen einen Stiefelpuher gehört, der auf seinem Holzkasten stehend unter dem Beifall der Vorübergehenden eine Nummer von Marats „Volkshausfreund“ verlas, in der Brissot — merkt wohl auf, Bürger, Brissot, der im Königsalast wohnt! — beschuldigt wurde, die Krondiamanten gestohlen zu haben.

„O! die wunderschönen Diamanten verschwunden, verdunstet, fortgeschleppt, gestohlen — Sie verstehen doch: von Brissot, Monsieur Brissot, Brissot de Warville, der sie in seine Tasche gestopft!“

Und die Menge heulte: „Nieder mit Brissot!“

Der „Volkshausfreund“ klagte ihn an, alles verkauft und den Erlös aus dem Diebstahl in fremden Werten angelegt zu haben.

Und die Menge schrie: „Brissot muß sterben!“

Plötzlich, mitten unter dem schrecklichen Geschrei, welches diese Anklage gegen Brissot, diese vom Vorlesenden mit einer gewissen Wut ausgestoßenen Worte „im Königsalast“ unter all den Leuten, Männern und Weibern, hervorrief, zerteilte André Thorel den Haufen mit gewaltigen Stößen, rückte dem Manne dicht auf den Leib und schrie blaß vor Wut:

„Soll ich dir erzählen, wie Brissot im Königsalast wohnt?“

Der Vorleser verstummte. Die Menge hörte instinktiv, wie im Theater, wenn ein neuer Schauspieler auftritt, auf den jungen Mann im hellkastanienfarbenen Rock, Varchentweste und weißer Krawatte, mit ungepudertem, langen, blonden Haar unter dem Hut mit der dreifarbigigen Kokarde; alle wollten sie hören, die dicht aneinandergepreßten Männer und Weiber, was dieser Verwegene ihnen mitzuteilen hätte.

Als einzige Waffe hatte André Thorel einen Stock bei sich.

„Bürger,“ sagte er, „Brissot hat sich wirklich etwas durch die Nation schenken lassen, und wißt ihr, was? Eine Dachkammer im Palais Saint-Cloud, eine Dachkammer, die er mit Katten zusammen bewohnt, der Aristokrat! Und da er, wohl infolge der Diebstahle, die Bürger Jean Paul Marat ihm vorwirft, nur drei Hemden besitzt, wäscht die Bürgerin Brissot sie eigenhändig im Parkteich und läßt sie auf der Fensterbank ihres Schlosses trocknen. Das ist kein Verbrechen! Und das ist die Wahrheit!“ rief er und ließ seine hellen, lebhaften Augen über die erstaunte Menge gleiten.

Alles schwieg.

„Wer hat dir denn das beigebracht, was du uns da erzählst?“ versetzte der Zeitungsleser barsch.

„Wer? Brissot selbst!“

„Du kennst ihn also?“

„Er ist mein Freund,“ antwortete André Thorel lähn, während aus dem Menschenmännel, der sich um ihn gebildet hatte, Wulfschreie aufstiegen.

„Ein Freund Brissots! Ein Brissotiner! Ein Föderalist!“

Man hätte glauben können, daß plötzlich ein Unwetter an dieser Stelle der Straße losgebrochen wäre. Lautes Geschrei: „Ins Wasser, ins Wasser mit dem Girondisten! Heber die Brücke mit ihm!“ ertönte überall, begleitet von Wutgeheul. Geballte Fäuste streiften schon das Gesicht André Thorels.

Der Konventabgeordnete kreuzte die Arme, wobei seine rechte Hand noch immer den Stock hielt, und rief mit lauter Stimme wie auf der Rednertribüne: „Und ich bin André Thorel, das Konventmitglied! Wer von euch wagt es, Hand an mich zu legen und einen Vertreter der Nation zu verletzen?“

Es war, als wenn plötzlich ein elektrischer Schlag durch die Reihen der Leute ginge. Das Wort „Konvent“ stößte ihnen gewaltigen Respekt ein; die Volksvertreter galten dem Volk als unverletzlich. Dieselben Leute, welche soeben noch davon sprachen, Thorel ins Wasser zu werfen, wichen plötzlich auseinander, um ihn vorbei zu lassen. Nur drei oder vier wütende Burichen murmelten noch zwischen den Zähnen hindurch: „Einer von der Gironde! Wir haben einen Spießgesellen Brissots in der Hand gehabt und lassen ihn laufen!“ Aber Thorel konnte sich unbelästigt entfernen, nachdem er den Männern und Weibern noch laut zugerufen hatte:

„Ihr sollt euch vor Vagen in acht nehmen! Verleumdung hat schon manchen umgebracht!“

Dann ging er. Es kam ihm vor, als wenn er beim Verfolgen seines Weges mit dem drohenden Murren einzelner Unzufriedener vermischte Rufe: „Es lebe der Konvent!“ gehört hätte. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Liebesgruß.

(Bild S. 329.)

Mit brennender Sehnsucht hat Lodoiska auf Nachricht geharrt, seit ihr Bräutigam, Graf Kasimir, Offizier in der polnischen Legion, aus Warschau geritten ist, um dem Siegeszug des Schlachtenkaisers nach Rußland zu folgen. Nicht nur die liebende Braut, auch die polnische Patriotin regt sich in dieser Ungebild des Wartens. Als Kinder haben Lodoiska und Kasimir das Unglück des Vaterlandes, seine Teilung unter die verbündeten Mächte, erlebt. Die Gewohnheit und die Interessen ihrer Familien haben ein festes Band zwischen ihren Herzen geschlossen — jung, reich und schön, scheinen beide für das Glück geschaffen. Der Sturz der preussischen Herrschaft, die Aufrichtung des Großherzogtums Warschau hat die patriotischen Hoffnungen neu belebt — und als Lodoiska dem um ihre Hand werbenden Kasimir als einzige Bedingung der Vermählung die stellte, daß sie erst in dem ganz von fremdem Einfluß befreiten Polen ihm angehören wollte — da erschien beiden die Erfüllung der Bedingung nahe bevorstehend, da Napoleons Wohlwollen für Polen doch unerkennbar war. Aber das große Heer überschritt den Niemen, ohne daß die Erklärung von Polens Wiederherstellung erfolgte. Nur Geduld — zuerst entscheidende Siege über die Russen, dann wird der Kaiser freie Hand haben,“ sagte sich Lodoiska. Die Franzosen drangen immer weiter vor; eine entscheidende Schlacht wurde von Tag zu Tag erwartet. So ist der September herangekommen, die blutige Schlacht bei Borodino hat den Franzosen den Besitz von Moskau gebracht. Das meldet der Brief Kasimirs aus Moskau, den Lodoiska freudehauernd erbrochen hat. Wohl ihr, daß sie nicht ahnt, wie rasch ein suchtbarer Umchwung eintreten wird; wie die Russen und die Kälte das französische Heer vernichten, die polnischen Hoffnungen dahinwelen sollen! Arme Lodoiska — auch dem Glück wird sich bald in Trauer wandeln!

G. F.

Die Pariser Weltausstellung 1900.

Das Schweizerdorf.

(Bild S. 332 u. 333.)

Das Schweizerdorf, ein Projekt der Genfer Ingenieure Ch. Henneberg und J. Allemant, liegt zwischen den Straßen Rue Suffren, Rue de la Motte-Bianet und Rue Duplex, angegliedert an das eigentliche Weltausstellungsgebiet durch eine die Rue Suffren überspannende Brücke. Der Haupteingang wird flankiert durch die zwei mittelalterlichen, der Bundesstadt Bern entnommenen Türme, rechts der majestätische „Kaiserturm“, links der „Zeitlodenturm“ mit seinem berühmten Uhrwerk. Hat man das Thor durchschritten, so gelangt man zu einer Straße aller Häuser aus den Städten Bern, Luzern, Zürich, Genf, Sitten, Zug und Schaffhausen, charaktervolle, malerische Quartiere. Ein Türchen liegt da in idyllischer Ruhe, mit Kirchlein, Milchwirtschaft und Kaserne; unweit davon erhebt sich das Haus von Bourg-Saint-Pierre, wo Bonaparte, damals Erster Konsul, ausruhte beim Uebergang über den Saint Bernhard, — das Haus in Mumpf, Kanton Aargau, wo die große Tragödin Rachel geboren wurde, die Tullskapelle am Birwaldstättersee, wie das berühmte Wirtshaus zur Treid und so weiter. Im Hintergrund erheben sich die Alpenzüge des Berner Oberlandes mit Gletschern, Schroffen, Matten, Tannengebüsch, mit Bergsee und einem Wasserfall, der 100 Liter Wasser in der Sekunde spenden wird. — Dies mit seinem Sachverständnis und großem Aufwand hergestellte originelle Wunderreich wird sicherlich eine bedeutende Anziehungskraft ausüben und wohl manche veranlassen, jene Schönheiten auch in Wirklichkeit zu schauen.

Archimedes.

(Bild S. 340.)

Archimedes, ein geborener Syrakusaner, war einer der scharfsinnigsten Mathematiker des klassischen Altertums und lebt als solcher in der Geschichte der Wissenschaft noch heute. Am bekanntesten ist seine Entdeckung, daß ein im Wasser befindlicher Gegenstand so viel an Eigengewicht einbüßt, als das von ihm verdrängte Wasser wiegt; nach der antedonischen Hebertlieferung rief er freudig aus „Eureka!“ (griechisch — ich habe gefunden), als ihm dieses physikalische Gesetz klar wurde, und dieses Eureka ist ein geflügeltes Wort geworden. Auf dem Gebiete der Mechanik gelangen ihm Erfindungen, zu denen keine Zeitgenossen Raum emporen, wie der Hebel, der Hebel, mit dem er sinnerreich ein großes Schiff des Königs Hiero von Syrakus ins Wasser brachte, die endlose Schraube und die Wasserwinde, worin das Wasser durch eigene Schwere in die Höhe steigt. Während der Belagerung seiner Vaterstadt durch die Römer im zweiten punischen Krieg leistete er als Kriegingenieur wichtige Dienste; wenn es auch als Fabel bezeichnet werden muß, daß er die römischen Kriegsschiffe aus der Ferne durch Brennspiegel in Feuer gezeit habe. Aber die Eroberung der Stadt durch die Römer 212 vor Christus) vermochte er nicht zu verhindern, er starb dabei wie er gelebt hatte, als echter Mathematiker, bis zum letzten Augenblick mit der Wissenschaft beschäftigt. Während die römischen Soldaten sich mordend und plündernd durch die Straßen verbrühten, sah er in seinem Haus, in mathematische Probleme vertieft, und hörte nichts von dem Lärm und Geschrei in der Stadt. Ein römischer Soldat stürzte in das stille Gemach, Archimedes aber sagte nur unwillig: „Störe meine Kreise nicht.“ Der rohe Soldat tötete ihn, trotz des Befehles des römischen Feldherrn, das Leben des großen Gelehrten zu schonen.

Diesem Augenblick hat der italienische Maler Niccolò Parabino glücklich errät und dargestellt. Eine seltsame Laune des Schicksals hat ihm einen ähnlichen Tod gegeben wie dem Archimedes — mitten im Eifer der Arbeit starb Parabino an dem plötzlich auftretenden Folgen einer Herzerweiterung.



Das neue Waisenhaus in Karlsruhe.

Im Nordwesten der badischen Residenz, dem Stadtteil Mühlburg, liegt am Rande des Hardtwaldes das neue stattliche Waisenhaus von Karlsruhe. Der Bau macht mit seinen soliden und einfachen Formen einen wohlgefälligen Eindruck, welcher durch die gediegene innere Einrichtung noch verstärkt wird.

Von dem abgeschlossenen, gärtnerisch angelegten Vorplatz gelangt man durch ein geräumiges Portal in das Erdgeschoß, welches zur rechten Seite die Wohnung des Verwalters und links zwei Arbeitsäle für die nach Geschlechtern getrennten Böglinge enthält. Nebst dem befinden sich hier noch der Speisesaal, das Sitzungszimmer, Bligelzimmer, sowie Garderoberräume. Zwei getrennt liegende, freitragende Granittreppen vermitteln den Verkehr in den zweiten Stock und Dachraum. Auch hier hat es der Erbauer Architekt Schweickhart-Karlsruhe, verstanden, die Räume in einer den praktischen Bedürfnissen trefflich Rechnung tragenden Weise zu erstellen. Wir finden östlich drei Schlafäle zu je vierzehn Betten, das Krankenzimmer, den Vaderaum und das Waschzimmer der Knaben, während sich westlich dieselben Räume für die Mädchen anschließen. Beachtenswert ist der schöne Ausblick, im Vordergrund auf die Stadt Karlsruhe mit ihren Türmen und Kuppeln, im Westen auf die Vogesen, östlich auf die dunkeln Berge des Schwarzwaldes.

Der Dachraum ist durch Feuermauern gegen Feuergefahr gesichert und enthält einige hübsche, lichte Diensträume. Im Kellergehoß ist die Kochküche mit Gemüseputzräumen und Anrichtezimmer untergebracht, ein Aufzug bringt die Speisen

nach dem Speisesaal. Die Aborte sind so gebaut, daß sie von drei Seiten durchlüftet werden können; sie sind nach dem System Glas eingerichtet. Die Fäkalstoffe werden in den städtischen Entwässerungskanal, welchem das Gebäude angeschlossen ist, abgeleitet.

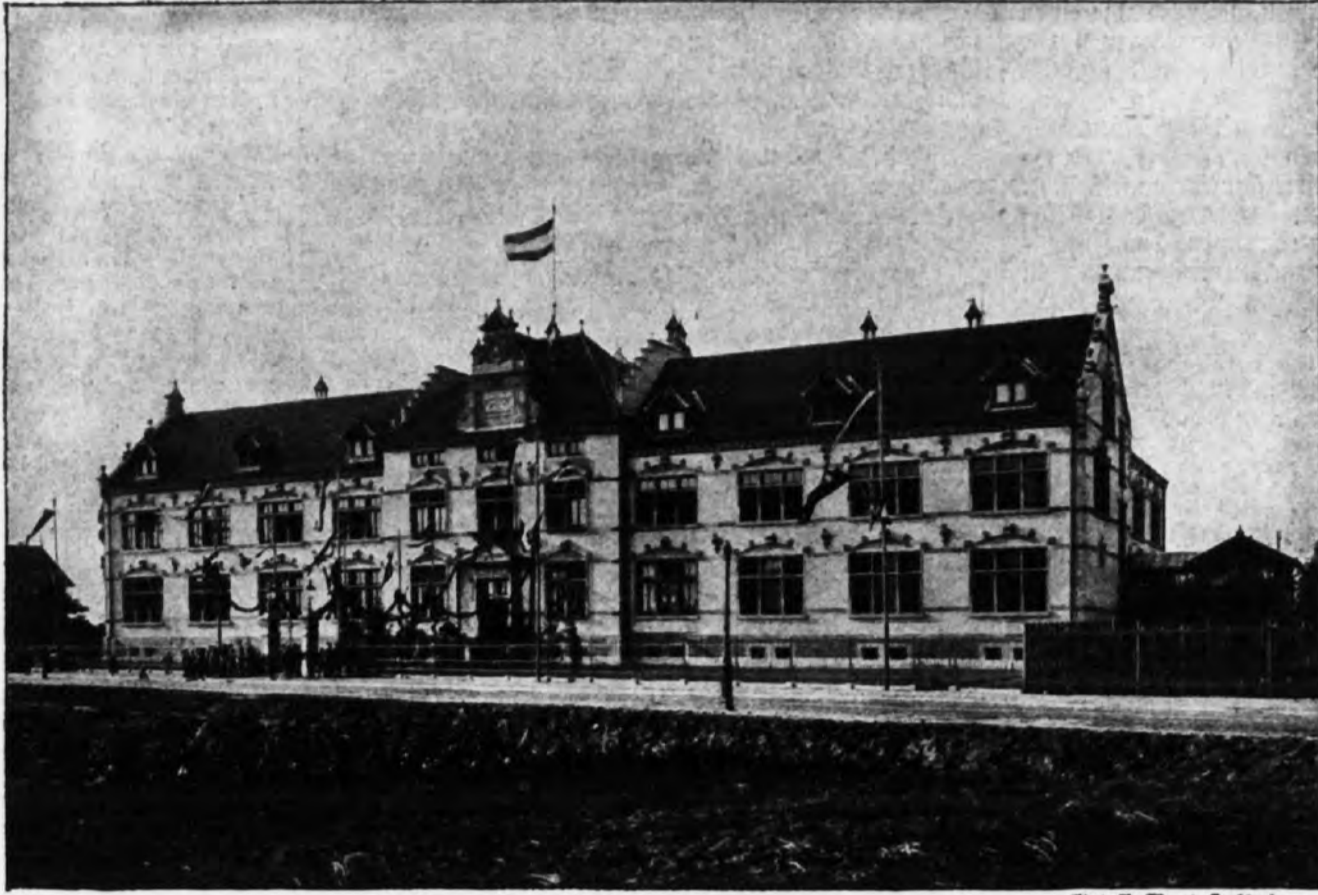
Frühjahr 1898 in Angriff genommene Bau wurde im Herbst 1899 beziehbar; die Kosten belaufen sich auf circa 240 000 Mark einschließlich der Erneuerung des Inventars. Die Erwerbung des Anwesens und die Durchführung des Planes hatte Stadtrat Rudin übernommen.

Das Waisenhaus, das zurzeit vierzig Kinder beherbergt, hat etwa Raum für achtzig Pflöge. Der Verpflegungsbeitrag, den in der Regel die Armenkasse bestreitet, beträgt jährlich 100 Mark. Die Verwaltung der Anstalt ist einem aus dem Lehrerstande gewonnenen Hausvater übertragen; die Kinder selbst besuchen verschiedene städtische Schulen.

Der Großherzog und die Großherzogin von Baden, denen die Anstalt manch hochherzige Unterstützung im Laufe der Jahre verdankt, wohnten der feierlichen Eröffnung am 17. Oktober dieses Jahres bei.

Wöge das neue Heim den armen Waisen die schützende und schirmende Stätte auch fernherhin sein!

H. Weiler.



Das neue Waisenhaus der Stadt Karlsruhe.

Phot. R. Morat, Karlsruhe.

Die Guglia di Brenta in Südtirol

Die Brentagruppe in den südlichen Kalkalpen besitzt wohl das wunderbarste Felsgebilde der deutschen Alpen, den kühnen, 2908 Meter hohen Felssturm der Guglia di Brenta, auch Campanile basso genannt, ein riesiger, sich aus tiefer Schlucht erhebender Obelisk, kühner noch als die Dent du Géant in der

Im Innern der Anstalt befinden sich zwei Krankenaborte. — Das gesamte Anwesen besitzt einen Flächeninhalt von 126 Ar 71 Quadratmeter; der Grund und Boden wurde in den Jahren 1897/98 um den Preis von 89 500 Mark erstanden. Der im

Montblancgruppe. Gegen 300 Meter steigt die Säule schlant und so senkrecht, wie eine Felszinne nur zu sein vermag, über ihre Basis empor; selbst dem berühmten Wintlerturn im Rosengarten — siehe Jahrgang 1899 dieser Zeitschrift, Heft 17 —



Die im Sommer 1899 zum erstenmal erstiegene Guglia di Brenta in Südtirol. Originalzeichnung von E. T. Compton.



Ein schwarzer Gedanke. Nach dem Gemälde von G. Daelen.

ist sie an Unnahbarkeit dem Aussehen nach überlegen". So war die Guglia di Brenta bis zum vorigen Jahre eine der wenigen von keines Menschen Fuß bisher betretenen jungfräulichen Spizen geblieben. Ein Versuch des Trientiner Alpinisten Garbari, der mit den bekannten beiden Führern Tavernaro und Povoli zur Besteigung ausgezogen war, mißglückte. Etwa 30 Meter unterhalb des Gipfels schien ein Weiterkommen unmöglich, und die Partie mußte, ohne ihr Ziel erreicht zu haben, umkehren. Am 16. August vorigen Jahres gelang es aber einigen kühnen Innsbrucker Bergfreunden, Mitgliedern des Akademischen Alpenclub Innsbruck, den Herren Dr. Ampfere und stud. techn. Berger, den Gipfel zu erreichen, nachdem sie zwei Tage vorher wenige Meter oberhalb eines von Garbari erreichten Punktes ebenfalls zur Umkehr gezwungen worden waren. Die Besteigung gehört nach den Berichten genannter Herren zu den schwierigsten und gefährlichsten in den Alpen.

Wie werden unsere Briefmarken hergestellt?

von **Dr. F. Kalkhoff.**

Mit fünf Abbildungen.

Die durch die Tageszeitungen gegangene Ankündigung der Ausgabe neuer Freimarken für das Reichspostgebiet hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die kleinen Papierchen gelenkt, die uns heute fast so unentbehrlich geworden sind wie das tägliche Brot. Aber obgleich wir täglich mit ihnen umgehen und sie oft genug an die Lippen führen, werden nur wenige Benutzer sich darüber klar sein, wie die Marken entstehen. Eher schon wird die Frage nach dem Ursprungsort eine Antwort finden, denn die „Reichsdruckerei“ in Berlin erfreut sich eines weitbekannten Namens als Erzeugerin geldwerter Papiere, unter denen das Papiergeld natürlich die Hauptrolle spielt. Indessen auch die Postwertzeichen bilden seinen kleinen Bestandteil in dem Arbeitspensum der Reichsdruckerei; sind doch gegenwärtig in einem Jahre nicht weniger als 2250 Millionen (2 1/4 Milliarde) Postfreimarken zu drucken, zu denen sich noch rund 350 Millionen gestempelte Formulare (Postkarten, Kartenbriefe, Postanweisungen, Rohrpostbriefumschläge) gesellen. Bei 300 Arbeitstagen im Jahr entfällt also auf den Tag eine Arbeitsleistung von rund 7 1/2 Millionen Freimarken (entsprechend fast 19000 Bogen zu 400 Stück) und nahezu eine Million Formulare, größtenteils Postkarten. Die Herstellung solcher Mengen erfordert natürlich einen sorgfältig geregelten Betrieb und leistungsfähige Maschinen, so daß es nicht ohne Interesse sein dürfte, einmal den Werdegang der Briefmarke zu verfolgen.

Die Anfertigung der Marken zerfällt in drei Hauptarbeiten: das Vorbereiten (Gummieren, Schneiden) des Papiers, den eigentlichen Druck und das Perforieren.

Das Papier wird von Privatfabriken in großen Rollen von vierfacher Bogenbreite geliefert. Schon bei der Herstellung des Papiers wird in der Mitte der Papierbahn in violettblauer Farbe eine fortlaufende Linie aufgedruckt, auf deren einer Seite in ewiger Wiederholung das Wort „REICHSDRUCKEREI“ steht, während die andre Seite ein Centimetermaß aufweist, welches die Länge des von der Rolle abgelassenen Papiers angiebt. Nach dem Bedrucken und Zerschneiden des Papiers erscheinen dann am Rande einzelner Bogen die Reste dieses Aufdrucks und zwar entweder einzelne Buchstaben oder Teile des Centimetermaßes mit den zugehörigen Zahlen. Gewiß hat schon mancher Leser sich über die Bedeutung dieser bei dem Stückweisen Vorkommen ganz unverständlichen Zeichen den Kopf zerbrochen.

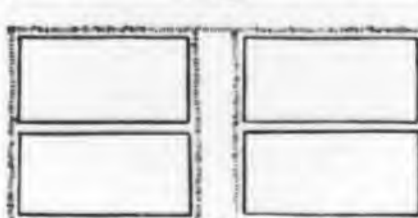
Bevor das Papier in die Markendruckpresse kommt, wird es noch zwei wichtigen Operationen unterworfen: es wird gummiert und mit einem geheimen, unsichtbaren Unterdruck versehen. In früheren Zeiten gummierte man die fertig bedruckten Markenbogen. Die Vorgängerin der Reichsdruckerei, die preussische Staatsdruckerei, hat aber dieses Verfahren schon vor nahezu 40 Jahren durch das umgekehrte ersetzt, weil letzteres billiger und bequemer ist. Man gummiert jetzt nicht mehr die einzelnen Bogen, sondern die ganze unzerschnittene Papierbahn. Während die Papierrolle sich abwickelt und die Papierbahn über eine sich drehende große Trommel läuft, wird der flüssige Klebstoff aus einem daneben angebrachten Behälter durch einjagende Filzwalzen auf die Papierbahn übertragen und durch hin und her gehende Bürsten gleichmäßig verstrichen. Alsdann wird das Papier in langem Wege durch den Trockenraum geführt und durch erwärmte Luft vollkommen getrocknet. Es wickelt sich auf einer Rollmaschine wieder auf, nachdem mittels zweier an der Maschine befindlichen, sich drehenden Bürsten die beim Trocknen gekräuselten Ränder der Papierbahn glattgestrichen worden sind. Der Klebstoff besteht aus reinem arabischem Gummi ohne Zusätze, kann also nicht giftig sein, wie manchmal von Leuten behauptet worden ist, die Markenbogenränder zum Verkleben von Wunden benutzt hatten und trotzdem an Blutvergiftung erkrankten. Der Klebstoff war in diesen Fällen gewiß

unschuldig. Der Verbrauch an arabischem Gummi beläuft sich jährlich auf über 35000 Kilogramm im Werte von über 70000 Mark. Die Gummierleinrichtung der Reichsdruckerei gestattet, im Jahre 2700000 Quadratmeter Papierfläche (= 270 Hektar) zu gummierten.

In ähnlicher Weise wird das Papier mit einem unsichtbaren, mittels Phenolphthalein (einem Teerabkömmling) hergestellten Unterdruck versehen, der aus Reichsadlern, Reichskronen und Posthörnern in nebeneinanderstehend abgebildeter Form besteht. Durch Befeuchten mit Salmiakgeist oder Lauge läßt sich dieser Untergrund mit purpurner Farbe sichtbar machen. Nunmehr wird das nochmals geätzte Papier auf einer Schneidemaschine in Bogen geschnitten, welche zur Druckerei gelangen und dort auf drei großen Schnellpressen mit den Markenbildern bedruckt werden.



Das Bild der Marke wird nach der zuvor entworfenen und genehmigten Zeichnung in Metall, gewöhnlich Stahl, graviert. Der so erhaltene Urstempel zeigt ein Spiegelbild der Marke, bei welchem alle diejenigen Teile der Marke, welche später farbig werden, erhaben erscheinen, während die auf der Marke weiß bleibenden Stellen sich als Vertiefungen darstellen. Ein Abdruck dieses Urstempels liefert also ein genaues Bild der Marke, wie sie in fertigem Zustande in unsere Hände gelangt. Mit diesem einen Stempel können natürlich nicht die erforderlichen gewaltigen Mengen von Marken — von der am meisten verlangten Marke zu 10 Pfennig werden täglich etwa 2300000 Stück verbraucht — gedruckt werden. Ein so langsam arbeitendes Verfahren war wohl vor 50 Jahren in vereinzelt Fällen möglich, heute ist es ausgeschlossen, es müssen also Kopien des Urstempels in größerer Anzahl hergestellt werden. Zu diesem Zwecke werden von dem Urstempel Abdrücke in Blei abgeprägt, 50 solcher Abdrücke in 5 Reihen zu je 10 Stück in einem Rahmen eingeschlossen und nun in ein galvanoplastisches Kupferbad gehängt, in welchem mit Hilfe des elektrischen Stromes auf den Bleiformen eine anderthalb Millimeter dicke Schicht Kupfer niedergeschlagen wird. So erhält man eine Kupferplatte, welche 50 genaue Abbilder des Urstempels zeigt. Diese Platte wird nach sorgfältiger Bearbeitung zur Erzeugung eines neuen galvanoplastischen Niederschlags benutzt, welcher natürlich negativ ist, indem die das farbige Bild liefernden Teile der Zeichnung vertieft erscheinen. Von diesem Negativ werden dann durch nochmalige Wiederholung des galvanoplastischen Prozesses die zum Drucken der Markenbogen erforderlichen Platten gewonnen. Diese werden verstäht (mit Eisen überzogen), um sie härter und dauerhafter zu machen, mit Schritmetall hintergossen und durch Abhobeln der Rückseite (Sohlenfläche) auf gleichmäßige Höhe gebracht, so daß sie in der Buchdruck Schnellpresse verwendet werden können. Zwei solcher Platten werden mit 8 Millimeter Zwischenraum untereinander gesetzt und bilden eine kleine Druckform, von der wieder vier zu der großen Druckform gehören, wie sie in der Schnellpresse gebraucht wird. Früher setzte man einfach die vier kleinen Druckformen in bestimmten, in geeigneter Weise ausgefüllten Zwischenräumen zusammen. Es zeigte sich aber, daß beim Druck die äußeren Markenreihen sich bedeutend schneller abnutzten als die Mitte der Druckformen, was sich daraus erklärt, daß die Außenreihen dem Druck der Presse leichter nach einer bestimmten Richtung hin nachgeben konnten, wodurch Quetschungen der Stempel entstanden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, werden seit Ende 1894 die kleinen Druckformen auf drei Seiten mit schmalen Leisten in dieser Form  versehen, während auf der vierten Seite (oben) die Leiste durch Ziffern ersetzt ist, welche die Wertbeträge der einzelnen senkrechten Reihen angeben. So ist die Druckform ringsherum gewissermaßen mit einem Schutzwalde umgeben, der die Stöße der Presse aufnimmt und dadurch die Haltbarkeit der Druckform erhöht. Die kleinen Druckformen sind außerdem auch noch untereinander mit eben solchen Leisten verbunden. Der von der großen Druckform gedruckte Markenbogen zu 400 Stück sieht also folgendermaßen aus:



Eine Schnellpresse druckt täglich 6000 bis 7000 Bogen. Um die verlangten Markenmengen zu liefern, müssen also drei Pressen fast ununterbrochen im Betriebe sein. Bis jetzt belief sich die Zahl der verschiedenen Briefmarkensorten auf sieben, im neuen Jahre wird die Zahl der Sorten

verdoppelt. Der verstorbene Staatssekretär v. Stephan war ein grundsätzlicher Gegner einer Vermehrung der Freimarkensorten; um die Postbeamten mit der Abrechnung nicht mehr als nötig zu belästigen, beschränkte er die Zahl der Arten auf das für den Postbetrieb absolut nötige Maß. Er konnte sich auch nicht entschließen, die einzige Marke höheren Wertes, welche bisher existierte, die hier abgebildete 2-Mark-Mark, dem Publikum zugänglich zu machen, obwohl besonders von Bankgeschäften dahin gehende Wünsche oft genug geäußert wurden.



Wenn man bedenkt, daß in England Briefmarken im Nominalwert von einem Pfund Sterling, also über 20 Mark, anstandslos verkauft werden, muß v. Stephans Zurückhaltung etwas auffallend erscheinen. Sein Nachfolger hat sich dem Publikum entgegenkommender erwiesen. Alle gewünschten niederen Werte (zu 30, 40 und 80 Pfennig) und gleich eine ganze Reihe hoher Werte (zu 1, 2, 3 und 5 Mark) will er zum neuen Jahre beschicken. Eine 2-Pfennig-Marke wird außerdem durch das neue Postgesetz, das den Privatposten den Garaus macht, notwendig. Aber nicht genug damit, daß die Zahl der Sorten vermehrt wird, es wird auch ein ganz neues Bild für die niederen Werte eingeführt, während die höheren Werte gar eine ganze Gemäldegalerie darstellen sollen. Der Reichsadler wird durch das Bild der Germania ersetzt, die sich als eisengepanzerte Schwertjungfrau mit dem Delzweig des Friedens in der bewehrten Rechten darstellt. Sie hebt sich bei einzelnen Marken schwarz aus dem farbigen Rahmen ab. Der zweifarbige



Druck ist bei den deutschen Reichsbriefmarken vollständig neu, ebenso die Verwendung farbiger Papiere. Dagegen ist der bei den höheren Werten zur Anwendung kommende Kupferdruck schon einmal vor einem halben Jahrhundert bei den ersten preussischen Marken benutzt worden. Er gestattet eine ungleich feinere Ausführung des Bildes als der Buchdruck, ist aber auch sehr viel teurer. Als Vorbilder haben hier die bekannten amerikanischen Kolumbusmarken gedient, wie nebenstehende Abbildung der neuen Marke zu 1 Mark erkennen läßt. Die Marken zu 2, 3 und 5 Mark werden Miniaturstiche nach bekannten Gemälden darstellen. *) Welch ein Abstand zwischen der bisherigen unscheinbaren 2-Mark-Mark und den an ihre Stelle tretenden kleinen Kunstwerken! Daß ein Bedarf für solche hochwertige Marken vorliegt, geht daraus hervor, daß von der 2-Mark-Mark, obwohl sie nicht an das Publikum verkauft wird, jährlich über 900000 Stück verbraucht werden. Im nächsten Jahre wird diese Zahl jedenfalls bedeutend steigen, denn da müssen natürlich alle Markensammler die neuen Marken ihren Sammelbüchern einverleiben. Aus diesem Gelegenheitsbedarf hofft Herr v. Podbielski sogar die nicht unbedeutenden Kosten der neuen Ausgabe zu decken.



Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unsern jetzigen Marken zurück, die wir in dem unfertigen Zustande verlassen haben, in dem sie aus der Presse kamen. Die großen Markenbogen werden nun in kleinere Bogen von je 100 Stück zerschnitten und haben dann noch eine Operation durchzumachen, das Perforieren, wobei sie die feinen Lochreihen zwischen den einzelnen Marken erhalten, welche die Trennung der Marken so erleichtern. Die Durchlochung geschieht in Maschinen, welche nach Art der Prägepressen gebaut und mit in Kammform angeordneten Nadelreihen

(boxes genannt) versehen sind, welche beim Niedergang zunächst die oberste Markenreihe des Bogens auf drei Seiten durchlöcher. Beim zweiten Niedergang wird der Bogen um eine Markenreihe vorgeschoben, so daß nunmehr die oberste Reihe auch auf der vierten Seite die Löcher erhält und so fort. Es werden übrigens

*) Das Motiv zu der 2-Mark-Mark ist dem siebenten Bilde des von Anton von Werner für das Rathaus in Saarbrücken gemalten Bilderzyklus „Victoria“ entnommen. Das Bild giebt die Siegesfeier des vereinigten Nordens und Südens wieder: zwei altgermanische Krieger sitzen sich die Hände; über den beiden Figuren schwebt die Siegesgöttin, die Kaiserkrone haltend; im Hintergrund ragen links die Berge Süddeutschlands empor, während rechts die Ostsee mit der Insel Rügen dargestellt ist. Die Farbe der Marke ist, entsprechend der der 20-Pfennig-Marke, blau. Für die Marken zu 3 und 5 Mark sind zwei größere Bilder W. Papes verwendet. Die 3-Mark-Mark, die Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin darstellend, trägt die Aufschrift: 1797 — 22. März — 1897. Die Farbe der Marke ist violett. Die Marke zu 5 Mark, formintrot mit schwarzem Rand, stellt den Gründungstag der Neugründung des Reiches dar: der Kaiser, die Rechte auf die Fahne des 1. Garderegiments legend, schließt die Rede mit den Worten: „Ein Reich, Ein Volk, Ein Gott!“ Das Bild enthält nicht weniger als 51 Figuren.

immer sechs übereinander liegende Bogen durchlocht, wodurch es erklärlich wird, daß die Lochreihen nicht immer genau die Mitte der Zwischenräume zwischen den einzelnen Marken treffen, sondern manchmal recht tief in die Marken hineingehen, denn es ist natürlich schwer, sechs Bogen so aufeinander zu legen, daß sich die Markenbilder genau decken. Die Nadeln, mit denen die Löcher gestochen werden, sind nicht spitz, sondern mit einer runden Schneide versehen und nach innen ausgehöhlt. Dadurch werden aus dem Papier kleine runde Scheibchen herausgestoßen, welche unter die Maschine fallen. Sogar für diesen Abfall — jeder Markenbogen liefert rund 3000 solcher winzigen Scheibchen — hat sich ein Abnehmer gefunden. Es sind täglich vier Lochungsmaschinen in Thätigkeit, die 60 000 Bogen (zu 100 Stück) am Tage perforieren.

Zum Schluß werden alle Bogen noch einmal sorgfältig auf etwaige Mängel im Druck und in der Durchlochung durchgesehen und dann zu je 100 Bogen in große Briefumschläge verpackt, welche einen Vordruck in der Farbe der betreffenden Marke tragen und mit einem Klebezettel verschlossen werden, der ebenfalls einen Vordruck in der Markensfarbe trägt, zum Beispiel:

Deutsche Postfreimarken

zu **3 Pf.**

100 Bogen zu 100 Stück = 10 000 Stück



(300 Mark)

Berlin, den 1890.

gegründet

In diesen Umschlägen werden die Marken den Postanstalten übersandt. Um dem wechselnden Bedarfe schnell genügen zu können, werden immer angemessene Borräte gehalten. Die Verendung erfolgt täglich durch das im Gebäude der Reichsdruckerei befindliche Postamt, bei welchem durchschnittlich an jedem Werktag 33 Kisten mit Freimarken im Gewicht von je 22 1/2 Kilogramm zur Absendung gelangen.

So haben wir die Briefmarke von ihrer ersten Entstehung an durch alle Phasen ihres Werdens begleitet, wie sie gewohnt ist, den Menschen von der Geburt bis zum Tode zu begleiten. Pflegen doch gerade diese beiden Ereignisse den größten Bedarf an Briefmarken für den einzelnen Menschen zu veranlassen.

Marias Sieg.

Erzählung

von **F. Ottmer.**

Sum zehntenmal wohl rückte Frau Auguste Bennendorf das silberne Theegerät zurecht und sah dabei mit gespanntem Blick zu ihrem Mann hinüber, der sich vor seiner halbgeleerten Tasse in die Morgenzeitung vertieft hatte. Die Verhältnisse in Oesterreich lagen aber auch wirklich gar zu schlecht! Wie konnte die Industrie den harten Kampf mit dem Ausland bestehen, solange die eine Reichshälfte mit der andern in erbittertem Streit lag? Sollte denn der Ausgleich mit Ungarn nie zu stande kommen? Herr Fritz Bennendorf strich sich mit der Hand über den rötlichen, schon stark angegrauten Bart — es war ja nicht um seiner selbst willen — er — Gott für sein Teil! Wenn er sich weiter plagte in seinem großen Betrieb, um den Gelderwerb für sich und seine Frau war es ihm nicht, aber man giebt doch ein altererbtes Geschäft nicht auf, und dann, da waren die Reffen . . .

„Fritz,“ sagte Frau Auguste endlich; sie konnte nicht länger schweigen.

„Hm?“ Seine Augen hafteten noch an der Zeitung.

„Du, Fritz — was ist also, gehen wir in vierzehn Tagen nach Abbazia?“

„Ah so — das wird nicht möglich sein. Ich habe keine Zeit.“

Er sah verlegen zu seiner Frau hinüber. Er wußte, daß jetzt eine Strafpredigt kam, so etwa: „Das hab' ich mir denken können, immer dieselbe Litanei: Ich habe keine Zeit. Und du hättest eine Erholung doch so nötig. Es ist wirklich lächerlich, daß wir uns in unsern Jahren, ohne Kinder, nicht ein paar Wochen Ferien gönnen können.“

Aber nichts von alledem kam. Frau Auguste strich mit dem Zeigefinger ein paar-mal über die kannelierte Theekanne hin, dann hob sie die dunkeln, lebhaften Augen zu ihrem Manne auf.

„Reisen wir ganz sicher nicht?“

Das klang ja fast wie Befriedigung. Herr Bennendorf verstand nicht — was war mit seiner Frau?

„Nein,“ sagte er, indem er sie erstaunt ansah.

„Nämlich,“ Frau Auguste blickte auf das Tisch-tuch nieder, auf das sie zur Abwechslung jetzt Arabesken mit dem silbernen Messerchen zeichnete. „Nämlich,“ sagte sie, „das junge Paar möchte gerne fort.“

„Ja, also —“
„Lambertine bedarf wirklich der Erholung. Sie sieht elend aus, finde nicht nur ich, sondern jeder. Es ist ja auch kein Wunder, den ganzen heißen Sommer in der Stadt —“ Frau Auguste sprach immer lebhafter und erregter, „und dann das Kind. Sie ist nun einmal, trotz ihrer Größe, nicht die Stärkste. Und ihr Mann ist doch auch seit der Hochzeitsreise nicht heraus gewesen.“

„Nun also,“ sagte Bennendorf, „warum reisen sie nicht? Hat Adolf keinen Urlaub oder was ist sonst?“

„Urlaub hat er schon,“ erwiderte seine Frau.

„Geld kann ihnen doch dazu nicht fehlen. Das wäre eine schöne Wirtschaft!“

„Nein, Geld nicht. Wie kannst du nur glauben! Lambertine, die so sparsam —“

„Und ordentlich und einfach und vortrefflich ist!“ fiel Herr Bennendorf lächelnd ein. „Na, sag doch, Gusti, was du eigentlich willst?“

„Das Kind ist doch zu klein, sie können es nicht mitnehmen.“

„Natürlich nicht!“ stimmte er bei.

Frau Auguste sah ihn erwartungsvoll an, aber völlig verständnislos blickten die blauen Augen ihres Eheherrn zu ihr hinüber.

Fritz war doch heute gar zu begriffstuhig, er, der sonst nach zwanzigjähriger Uebung jeden ihrer leisesten Wünsche erriet, oft noch ehe er ihr selbst so recht zum Bewußtsein gekommen war.

Es nützte also nichts, sie mußte es ihm sagen.

„Das Kind kann doch nicht allein mit den Dienstboten bleiben.“

„Nicht?“

„Aber, Fritz, wo denkst du hin?“ Frau Auguste war sofort wieder ganz erregt. „Das thäte Lambertine nie! Sie trennt sich ohnedies so furchtbar schwer von der süßen, kleinen Maria, denn —“

„Denn Lambertine ist,“ unterbrach sie ihr Mann lachend, „die beste, zärtlichste, sorgsamste, geschickteste, gewissenhafteste —“

„Ich bin gar keine so verblendete Tante,“ schnitt ihm seine Frau getränkt das Wort ab.

„Nein, gar nicht, Gusti. Aber ich muß fort. Sag mir endlich, was ich eigentlich soll!“

Ihr noch jugendliches Gesicht errötete unter dem sehr früh weiß gewordenen Haar, sie sah bittend zu ihrem Mann empor, der aufgestanden war und nun von seiner stattlichen Höhe noch immer lächelnd auf sie niederblickte.

„Schau, Fritz,“ sagte sie, „sie hat doch niemand als uns. Du warst doch auch ihr Vormund und hast sie in den zwei Jahren, die wir sie im Hause hatten, lieb gewonnen.“

„Ja, ja,“ erwiderte er weich.

„Fritz, ich möchte gerne — das Kind —“

„Doch nicht nehmen — das Widelfind!“

„Aber wohin soll es denn sonst? Wenn wir es nicht für die kurze Zeit nehmen, können Franzens überhaupt nicht reisen.“

Er ging ein paar-mal im Zimmer auf und ab.

„Gusti,“ sagte er dann stehend bleibend, „auf unsre alten Tage — Kindergerächel und Amme und nasse Windeln. Und du verstehst doch auch nichts davon. Lambertine wird sich schon irgendwie zu helfen wissen. Aber, adieu, ich muß fort.“

Sein Rückzug sah täuschend einer Flucht ähnlich.

Frau Auguste nahm sich auf das äußerste zusammen, um ihren Mann bei seiner Heimkehr freundlich zu empfangen. Er hatte ihr ihre Bitte ja nicht geradezu abgeschlagen, aber er wollte sie offenbar nicht gerne erfüllen. Da mußte sie mit Aufstand verzichten können, es kam ja so überaus selten vor, daß er einem Wunsch von ihr nicht mit Freuden entgegen kam.

Der Verzicht mit Grazie wäre ihr auch zweifellos ge-glückt, wenn er nur sie selbst betroffen hätte.

Aber am Vormittag war sie bei Lambertine ge-wesen. Die hatte sie mit der erwartungsvollen Frage empfangen: „Nun, was sagt Onkel Fritz?“

„Ich glaube, er möchte nicht gerne!“ hatte sie klein-laut erwidert.

„Was mach' ich dann aber nur?“ hatte die junge Frau gerufen. „Adolf sagt, wir reisen auf alle Fälle — Männer verstehen doch nichts! Das Kind kann zu Hause bleiben,“ sagt er. „Das thue ich aber unter keiner Bedingung.“ Und dann hatte sie zu weinen angefangen. Weinen konnte Frau Auguste aber Lambertine nicht sehen!

„Beruhige dich doch nur,“ hatte sie beschwichtigt, „es wird sich schon noch alles machen.“ Aber wie nur? Sie wußte es nicht. Denn Fritz gegen seinen Willen zu etwas bewegen, das mochte sie nicht, und daß das junge Paar nicht reisen sollte, das mochte sie noch weniger. Uebrigens war es ihr wirklich ganz

unverständlich, wie jemand das süße, kleine Baby nicht mit Wonne in seine Nähe nehmen konnte.

Herr Fritz Bennendorf kannte seine Frau zu genau, um trotz aller Mühe, die sie sich gab, den gespannten Zug um ihren Mund, ihr nervöses Händereiben nicht zu bemerken, aber er that nicht dergleichen. Nur ganz am Ende des Mittagessens fragte er:

„Warst du bei Lambertine?“

„Ja.“

„Nun, und?“

„Was meinst du?“

„Nun wegen der Reise,“ sagte er ärgerlich.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte sie kühl, ohne ihn an-zusehen, „sie werden wohl hier bleiben.“

Er schwieg. Er wollte sich nicht weich machen lassen. Es fiel ihm ohnehin schwer genug, seiner Frau einen Wunsch zu versagen und auch Lambertine. Er hatte sie lieb, er hätte ihr die Erholung von Herzen gegönnt. Es war ihm nicht nur seinethalben. Aber seine Frau verstand doch nichts von Säuglingen, sie würde sich sorgen und abheken. Nein! Sie hatte schon gerade genug Mühe und Aufregung mit der Nichte gehabt. Sie bedurfte auch der Erholung — so ein kleines Kind, das war doch eine schreckliche Ver-antwortung!

Tags darauf kam Baby zu Besuch. Es war zwar eine etwas mühselige Sache, durch das Gewirr der großen Stadt mit dem Kinderwägelchen den weiten Weg von der Wohnung des jungen Paares bis zu Onkel und Tante zu gelangen. Aber die goldene Oktobersonne mußte doch benutzt werden, dort den ersten Besuch abzustatten, wo seine Mutter ein zweites Heim gefunden hatte. Und das Wagnis war ganz gut gelungen, wenn auch Mutter und Amme etwas erhitzt und außer Atem ankamen.

„Kannst du uns alle zu Tisch behalten, Tante Gusti? Adolf kommt heute über Mittag nicht nach Hause, da habe ich gar nicht kochen lassen.“

Aber wieder war es kein gemüthliches Mittagessen. Sonst konnten Onkel und Nichte in Scherz und Ernst des Plauderns kein Ende finden. Denn Herrn Benn-dorfs noch durchaus jugendliches Empfinden, sein Interesse für Kunst und Wissenschaft hatten aus ihnen beiden in den Jahren, da sie Hausgenossen waren, trotz allen Aufblickens ihrerseits, trotz aller väterlichen Liebe seinerseits, zwei gute Kameraden gemacht. Nur ungern hatte der Onkel sie hergegeben, als sie vor etwas über Jahresfrist geheiratet hatte, obwohl er sich ohne Unterlaß über die Liebe seiner Frau zur Nichte lustig machte und sich als völlig Unbeteiligten an-gesehen wissen wollte.

Dann war das Kind gekommen.

Das aber hatte Herrn Bennendorf bis jetzt nur Un-bequemlichkeiten verursacht, ohne noch irgendwie sein Interesse zu erwecken. Denn naturgemäß hatte er seine Frau durch ein paar Wochen oft und viel ent-behren müssen. Das Ehepaar lag noch im Streit darüber, wie oft und wie viel. Er behauptete, sie sei durch Monate stets bei Lambertine gewesen, sie be-teuerte, sie hätte kaum ein paar Stunden dort ver-bracht, „nur die drei ersten Tage nach Marias Er-scheinen, sonst fast gar nicht“. Es war nicht zu ent-scheiden, denn ein amtliches Protokoll fehlte, und die junge Frau hütete sich wohl, Partei zu nehmen.

Also das heutige Mittagessen verlief ziemlich un-gemüthlich. Denn die drei Teilnehmer dachten an das-selbe, keiner wollte aber davon zu reden anfangen. Herr Bennendorf betrachtete die heute so merkwürdig schweigmamen Damen, die mit gesenkten Augen die Speisen verzehrten, und fing zu pfeifen an (was leider überhaupt zu seinen schlechten Gewohnheiten gehörte). Dann erhob im Nebenzimmer das Kind sein Stimmchen. Tante und Nichte sahen sich an, ohne es jedoch zu wagen, aufzustehen, denn Herr Bennendorf lächelte ohne-hin schon sein spöttischstes Lächeln.

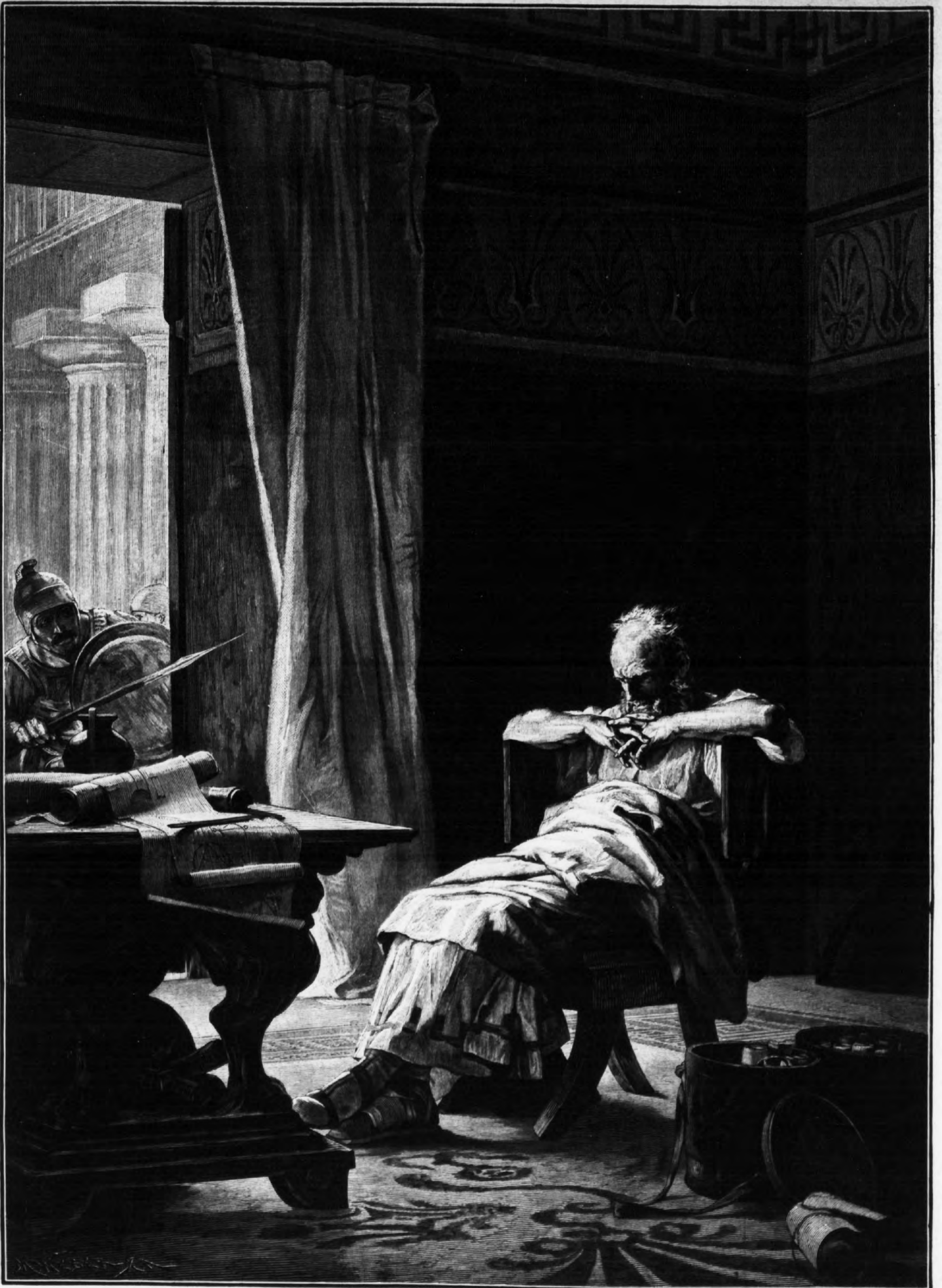
„Sie weint doch sonst nie!“ murmelte Lambertine.

„Nein, wirklich nie!“ bestätigte die Tante.

Herrn Frikens Lächeln verdichtete sich zu einem höhni-schen Auf-lachen. Die Frauen sahen wie auf Nadeln. Nun hörte man, wie die Amme das Kind auf und ab trug und dazu in den süßen Lauten ihrer tschechischen Heimat ein Schlummerliedchen sang, was aber die kleine Maria nicht hinderte, tapfer weiterzu-schreien. Lambertine wurde blaß und rot, Frau Gusti wurde rot und blaß und rieb immer schneller und energischer ihre Hände ineinander. Herr Bennendorf schien von alledem nichts zu bemerken und schlürfte seinen schwarzen Kaffee mit einer Langsamkeit, als ob es auf der Welt gar keine erstgeborenen Babys gäbe.

Jetzt aber, Gott sei Dank endlich! hob er die Tasse auf und zog sich in sein eigenstes Gemach zurück. Die Damen stürzten ins Wohnzimmer zu Maria.

Als Herr Bennendorf, Hut und Stock in der Hand, sich vor seinem neuerlichen Gang ins Geschäft von den Frauen verabschieden kam, lag Baby ausgewickelt auf einem Kissen auf dem Tisch im Wohnzimmer und strampelte mit seinen rosigen Beinen. Mutter und Tante waren nicht wenig erstaunt, als Herr



Archimedes. Nach dem Gemälde von Niccolò Barabino.

Benndorf sich zu ihnen gesellte und durch eine ganze Weile aufmerksam auf das Kind niederjah.

„Aha!“, dachten sie, „nun kommt die Bewunderung.“
Aber, o Graus! „n junger Hund ist hübscher!“
entschied der Hartherzige und wandte sich zum Gehen.
Ein Schrei der Entrüstung folgte ihm:
„Fritz!“

Lambertine war viel zu gekränkt, um überhaupt etwas zu sagen.

Der Missethäter mochte aber doch kein ganz gutes Gewissen haben, denn nach kaum einer Stunde war er wieder da. Lambertine war fortgegangen, um einen Besuch zu machen. Frau Gusti aber saß, das Baby auf den Knien, allein im Wohnzimmer. Er konnte

sie durch die zurückgeschlagene Portiere des Szimmers deutlich sehen. Sie blickte mit einem seltsam wehmütigen Ausdruck auf das schlafende Kind nieder, eine feine, leise Schmerzensfalte um den Mund. Wie gut kannte er diesen Ausdruck, wie oft hatte er ihn gesehen, als sie beide noch jung waren, wenn sie sich von einem fremden Kinde weggewandt hatte. Jetzt lächelte

Der Ketter in der Not. Originalzeichnungen von Joh. Bahr.



Herr Alir sith in Italia
Vergnüglich vor der Staffelei,
Herr Geldsack aus Amerika
Mit Frau und Tochter geht vorbei.



Doch kaum sind sie ein Stückchen weit
Gegangen um das Felsened,
Da brechen plötzlich kampfbereit
Drei Räuber vor aus dem Versteck.



Und was an Geld und an Kleinoden
Ein jeder grade bei sich trug,
Legt er gehorsam auf den Boden,
Der Fiang schien wahrlich reich genug.



Doch was ergreift die Briganten
Da plötzlich ihr ein blasier Schred,
Dah sie zu jäher Flucht sich wandten,
Die eben noch so wild und led!



Kurz — plötzlich waren sie verschwunden,
Vertrieben wie durch Zaubermacht,
Doch bald hat man herausgefunden,
Wer dieses Wunder hat vollbracht.



Zum Schluß fehlt nur noch eines,
Denn selbstverständlich ist es ja:
„Herr Maler Alir vom Strand des Rheines —
Mit Geldsack aus Amerika.“

sie schüttelte den Kopf und fuhr sich über die Augen. Doch er stand da, tief erschüttert. Nach zwanzig Jahren! Kommt denn in der Frau dieser Schmerz nie zur Ruhe? Ueberwindet sie nie ganz diesen bittersten Verzicht, diese größte Enttäuschung? Er wußte ja, was sie jahrelang darum gelitten, daß ihre Ehe kinderlos geblieben war — ihm hatte es ja auch weh gethan. Aber daß sie heute noch und selbst beim

Anblick dieses Kindes, das sie liebte wie einen Enkel! — Er kam sich plötzlich wie ein Verbrecher vor. Und da hatte er ihr die Freude nicht gönnen wollen die Kleine auf einige Zeit zu sich zu nehmen.

Mit zwei Schritten war er neben ihr.

„Gusti!“

Sie sah auf mit Augen, die aus einem fernem Lande wiederkehrten.

„Ja — du?“
„Ich wollte nur — natürlich nehmen wir das Kind, solange du willst.“

Frau Auguste war zwar eine vorzügliche Wirtin und die große Herbstreinemacherei eben erst vorbei, trotzdem wurde aber in der Maria bestimmten Stube das Unterste zu oberst gekehrt, gecheit, gecheuert und

geklopft, als gälte es einen Augiasstall zu säubern. Herr Benndorf that zuerst, als bemerke er nichts, obwohl seine Frau erschöpft und das Hausmädchen zerzaust aussah; von den verdächtigen Geräuschen aus den fraglichen Regionen ganz zu schweigen. Als er aber in der Schlafstube Dinge vorfand, die nie zuvor darin zu bemerken gewesen waren, es hatte doch im bisherigen Spindenzimmer Raum geschafft werden müssen, fragte er harmlos:

„Richten wir uns ganz neu zu des Fräuleins Empfang ein? Das wird aber doch sehr lange dauern! Ich bitte nur die Badestube nicht Koko!“

Und dann hielt Baby mit Kisten und Kästen seinen Einzug. Außer seinem Wägelchen, das ihm auch gleichzeitig als Bett diente — es ging natürlich auf Summirädern —, brachte es seinen Wickeltisch mit, in dessen Schubfächern seine kleinen Häbelsigkeiten sorglich eingeräumt waren, seine weißlackierte Badewanne und seine Wage. Die Tscheschin samt Koffer konnte man eigentlich auch zu Mädis unentbehrlichsten Requisiten rechnen.

Noch ein tränenreicher Abschied der jungen Mutter — der Vater, herzlos wie Männer sind, war weit weniger gerührt — und Frau Auguste war im Alleinbesitz des Schatzes.

Ganz wohl war ihr dabei aber nicht zu Mute. Denn Fritz hatte ja recht: sie verstand wirklich gar nichts von Wickelkindern. Und dann oder vielmehr vor allem: ihr Mann war in der letzten Zeit viel leidend und so manchen Tag ganz ans Haus gefesselt gewesen. Er bedurfte der Schonung, sollte nicht aufgeregert oder gar geärgert werden. Wie sollte das nun mit dem kleinen Schreihehl werden? Das heißt, Maria schrie ja viel, viel weniger als je ein andres Kind ihres Alters, aber doch, schließlich, sie war erst drei Monate alt.

Gleich die erste Nacht gab's ein aufregendes Intermezzo. Um zwei Uhr erhob Maria ihr Stimmchen — sie hatte Hunger, sie wollte trinken. Marianka aber, die Amme, hatte den strengen Befehl, ihr vor ihrer Zeit nichts zu geben, um eins hatte sie bekommen, folglich „muß warten bis drai“.

Frau Auguste fuhr aus dem Schlaf empor und horchte. Am liebsten wäre sie natürlich auf den Schaulplatz der Ugolinotragödie geeilt. Sie wagte es aber nicht, sie fürchtete, Herrn Benndorf zu wecken. Sie zitterte ja ohnehin, daß die Geräusche im Nebenzimmer ihn aufscheuchen könnten: das Weinen des Kindes, die beschwichtigenden Gesänge aus Tschechiens Gesilden. Bedenk lag sie da, ihr Herz begann zu klopfen, sie wagte sich nicht zu rühren, abwechselnd heiß und kalt wurde ihr. Hatte sich Fritz nicht bewegt? Wenn er jetzt aufwacht, was wird er sagen? Nein, gottlob, er schlief, er schnarchte sogar. Der Heuchler! Blicklant wach war er seit dem ersten Schrei Marias. Aber er hütete sich wohl, es merken zu lassen. Damit seine Frau mitten in der Nacht aufspringt und zu dem kleinen Ungeheuer läuft? So wagte sie es offenbar nicht, aus Angst, ihn zu wecken. Daß sie glauben konnte, er schlief, war auch so eine Lautenverblendung. Als ob bei dem durchdringenden Geschrei irgend ein Christenmensch nicht aufgewacht wäre! Er ärgerte sich nicht, gar nicht, nur eine ungeheure Lachlust wandelte ihn an über sich selbst und seine Frau, die beide um des kleinen Wechselbalges willen wachlagen und es sich gegenseitig nicht gestanden. Denn Frau Auguste zog jetzt auch tief den Atem ein. Ihr Mann hatte einen zurgelunden Ton ausgestoßen (um das Lachen zu unterdrücken) — wenn er doch wach würde! Um keinen Preis durfte er merken, daß sie es war. Sie mußte beweisen, daß man in Marias Nachbarschaft gut schlafen konnte — that er dies nicht, so war das Kind des Kindes Schuld, sondern ein Zufall. Währenddem hörte die Arme aber nicht nur das Kind schreien und die Tscheschin singen, sondern alle Engel im Himmel dazu. Ob Mädi nicht etwa krank war? Aber nein. Sie vernahm ganz deutlich die Amme durch die geschlossene Thür:

„Muße warten, Engele muße warten. Ise bald drai — muße warten bis drai, muße warten!“

Diese Gans, diese Marianka, warum gab sie dem Kinde nicht zu trinken, wozu war sie da? Zu dumm, diese abgeschmackten modernen Sachen, so ein armes Geschöpf zu quälen. Nein! Schon war sie mit einem Fuß aus dem Bett, da bewegte sich Herr Fritz abermals — er hatte die Absicht gemerkt. Um Gott, wenn er sich beklagte! Schnell zog sie den Fuß zurück.

Endlich verging auch diese Stunde, und es wurde friedlich im Nebenzimmer. Auch Herr Fritz versank in Schlaf. Nur die zärtliche Großtante sah offenen Auges den Morgen heraufdämmern und zum Tage werden.

Als Herr Benndorf zum Frühstück kam, stand Marias Wagen neben dem Tisch. Sie lag mit aufgeschlagenen Lidern auf ihren Kissen und sog an ihrem Daumen. Sie sah wirklich aus, als ob sie nicht nur kein Wasserchen trüben konnte, sondern auch noch niemals geschrien hatte. Frau Gusti war eitel Entzücken.

„Sieh nur, Fritz, wie vernünftig sie schaut!“ Er aber brummte, ohne einen Blick auf sie zu werfen:

„Kann mir's denken — der reine Kant! Soll sie übrigens mit uns frühstücken?“

Frau Auguste setzte sich gekränkt hin und sagte: „Wo soll sie denn bleiben, während Marianka ihr Zimmer aufräumt und lüftet?“ Doch bald war ihre Aufmerksamkeit wieder dem kleinen, rosigen Ding zugewandt.

Und nun, bevor er ging, trat auch der hartherzige Onkel an den Wagen heran und beugte sich zu dem Kinde nieder. Das sah ihn mit weitgeöffneten Lidern eine Weile aufmerksam an, dabei bekamen die großen blauen, schwarzbewimperten Augen allmählich einen eigentümlichen Glanz, und dann verzog sich das Mädelchen zu deutlichem Lachen und gab ein paar helle Jubellaute von sich. Herr Fritz mußte mitlachen, er konnte nicht anders. „Zu dumm!“ schimpfte er und ging davon.

Als er mittags das Schlafzimmer betrat, schien er etwas zu suchen. Frau Gusti bemerkte es wohl, ein unmerkliches Nicken huschte über ihr Gesicht, doch sie sagten beide nichts. Nur als sie sich nach Tische in die Kinderstube begab, damit Marianka sich in die Küche zum Essen verfüge, fragte er spöttisch: „Ist jetzt Cour bei der Prinzessin?“

„Jawohl,“ erwiderte Frau Gusti trocken, „du darfst mitkommen.“

„Br!“ machte er und blieb sitzen.

Am nächsten Morgen fehlte Baby am Frühstückstisch. „Run?“ fragte Herr Benndorf, „wo ist der Kidel — wird heute nicht gelüftet?“

„Ich habe angeordnet, daß es erst später geschähe,“ erwiderte seine Frau kühl. „Marias (sie betonte den Namen ein wenig) Anwesenheit hier geniert dich ja.“

„Unsinn!“ sagte er barsch. „Daß sie hereinbringen.“

Vor dem Fortgehen stellte er sich wieder an den Wagen des Kindes. Doch dieses starrte zur Decke empor, ohne ihn zu beachten. Er wartete eine geraume Weile, bevor er sich abwandte.

Am nächsten Mittag empfing ihn ein Zetergeschrei.

„Was ist denn los?“ fragte Herr Benndorf, indem er zum ersten Male ins Kinderzimmer trat. „Daß der Nacker bei Nacht brüllt, ist mir nicht unbekannt —“ Er sah spöttisch zu seiner Frau hinüber. Frau Gusti durchfuhr's: Also hatte er es wirklich gemerkt! Aber sie war in diesem Augenblick viel zu betrübt, um weiter darüber nachzudenken. Sie stand mit einem kleinen Notizbuch neben der Wage, auf der das Kind schrie — es war schon ganz rot im Gesicht.

„Lambertine,“ sagte Frau Auguste, „hat mir so sehr eingepägt, daß das Kind vor und nach dem Trinken gewogen werde. Mädi kann das aber nicht leiden, besonders wenn sie Hunger hat und auch nachher, wo sie schläfrig ist.“

„Blödsinn!“ rief Herr Fritz. „Sie trinkt eben, bis sie satt ist.“

„Man muß doch aber wissen, wie viel!“ meinte die Frau bekümmert.

„Dann wiegt die Amme vor- und nachher!“ schrie er höhnisch und schlug hinter sich die Thür zu.

Am nächsten Tage war wieder große Verzweiflung; abermals geriet er mitten hinein. Das Kind hatte in der letzten Woche, nach Lambertinens Vorschriften, nicht genügend zugenommen.

„Du machst dich mit dem Affen noch ganz verrückt,“ sagte Herr Benndorf ärgerlich, betrachtete dann aber aufmerksam das nun schlafende Kind, das, die beiden Häufchen an die Wangen gedrückt, rund und rosig dalag. „Er ist dick genug!“ („er“ sollte heißen: „der Aff“) dekretierte er.

Nach dem Abendbrot sah er ganz vertieft in ein Buch, das er mit noch Haufe gebracht hatte.

„Was hat es eigentlich diese Woche zugenommen?“ fragte er plötzlich.

„Wer? Was?“ Frau Gusti fuhr von der illustrierten Zeitung empor, in der sie geblättert hatte.

„Was das Kind diese Woche zugenommen hat?“

„115 Gramm,“ war die kleinlauter Antwort. „Lambertine —“

„Das ist genug,“ unterbrach er sie, indem er in das Buch blickte.

Gusti sah ihn verblüfft an. „Wiejo weist du? Was liest du da eigentlich?“

Herr Fritz Benndorf hatte in seine reifen Mannesjahre die ihm zuweilen äußerst unbequeme Eigentümlichkeit hinübergenommen, bei allen möglichen Anlässen zu erröten. Auch jetzt schlug ihm eine dunkle Blutwelle bis zum etwas gelichteten Blondhaar hinauf.

„Du verstehst doch nichts von kleinen Kindern,“ sagte er grob, „da habe ich mir den Preyer mit nach Hause genommen: Seele des Kindes. Ist übrigens sehr lesenswert, wenn man auch keine Kaulquappe im Hause hat.“

Frau Gusti verstand nur, daß ihr gestrenger Herr und Gebieter sich Studien über Säuglinge hingab, und sie triumphierte in ihrem Herzen.

Die Seele des Kindes hatte, wie es schien, Herrn

Benndorfs Interesse nicht nur geweckt, sondern hielt es auch fest. Immer wieder griff er zu dem Buche und studierte es mit größter Aufmerksamkeit. Dann fing er eines Tages an, die Ergebnisse an Maria nachzuprüfen.

Dies mochte wohl der Grund sein, warum er, wenn Mädi einmal ausnahmsweise des Morgens nicht sichtbar war, sofort nach ihr fragte. Aber auch mittags und abends verlangte er nach ihr, immer hieß es: „Ich muß doch sehen, wie weit die Kaulquappe ist.“ Preyer sagt, ein Kind von drei Monaten kann schon das und das.“ Mit einer Geduld, die sonst nicht eben seine Sache war, machte er all die kleinen Experimente: ob sie bei Annäherung einer Kerzenflamme die Lider schloß, ob sie einer schwingenden Ampel mit den Augen folgte, ob sie sich nach dem Schall angelegelter Tasten wendete und daran Vergnügen fundgab.

Und Maria, die überhaupt ein liebenswürdiges Naturell zu haben schien, kam ihm mit größter Zuverlässigkeit entgegen: sie schloß die Augen, sie folgte der Ampel, sie wandte den Kopf nach dem Klavier und war mit Tönen der Befriedigung nicht sparsam.

„Du bist gar nicht so dumm, wie du ausschaust!“ brummte der Onkel. Auch wenn er ihr einen Finger hinstreckte, schloß sie ihr Händchen sofort darum und strahlte den großen Mann mit ihren blauen Augen unverwandt an. Sie hatte offenbar mehr Wohlgefallen an ihm, als er bisher für sie kundgegeben hatte.

„Zubringlicher Fraß!“ sagte er verbissen, hielt aber den Finger eine ganze Weile still.

Hinter seinem Rücken lachte lautlos Frau Gusti. Noch immer that sie, als ob sie keinerlei Veränderung an ihm wahrnahm. Nur als er einmal das Kind wieder ausgewickelt auf dem Tisch liegen fand und die Bemerkung machte:

„Mädi ist gar nicht so häßlich!“ (zum erstenmal hatte er „Mädi“ gesagt), erwiderte seine Frau:

„So, ich dachte, ein junger Hund sei hübscher.“

Bei alledem hatte er das Kind noch nie gestreichelt oder gar geküßt, und als ihm Marianka eines Tages das frischgewickelte Bündel hinstreckte und fragte: „Wullen S', gnädige Herr, nemmen?“ (welches Angebot sie als eine große Auszeichnung betrachtete) fuhr er zurück, so daß Frau Gusti mißbilligend die Brauen runzelte und sagte:

„Mädi, süßes, du bist viel zu gut für ihn.“

Endlich wurde er aber entlarvt.

In der Dämmerstunde kam er eines Tages nach Hause, doch rief er vergeblich „Piggy!“, wie er seine Frau schändlicherweise in äußerster Vertraulichkeit zu nennen pflegte, nirgendwas war sie.

„Sie wird natürlich wieder beim Pampertletsch hocken!“ suchte er sich selbst in Zorn zu reden.

Aber in der halbdunkeln Kinderstube war das Baby ganz allein, lag in seinem Wagen und schrie.

„Schöne Wirtschaft!“ räsionierte Herr Fritz.

„Armer Aff!“ Und er sagte den Wagen am Griff.

schob ihn zum Fenster und drehte das Kind zum Licht. Das nützte aber nichts, es schrie weiter. Da begann er, es langsam hin und her zu fahren. Einen Augenblick schwieg es, dann ging es von neuem los. Nun beugte er sich zu ihm nieder — sah sich vorsichtig um, als ob er befürchtete, daß ihn doch vielleicht jemand sehen könnte — und nahm behutsam, mit äußerstem Ungehör, Maria aus dem Wagen. Dann ging er mit ihr auf und ab und sang dazu. Da ihm aber gar nichts andres einfiel, so sang er: „Als die Römer frech geworden...“

Bei diesem Lied aus rauher Mannessehle schien Mädi sich wirklich beruhigen zu wollen, sie hielt mit Schreien inne, sah Herrn Fritz an und krallte ihre Fingerchen in seinen langen Bart. Das that ihm zwar nicht gerade wohl, aber was sollte er machen. Er trug sie auf beiden Armen, täppisch genug! So beugte er sich tief zu ihr hinab, damit es ihn weniger zerre. Solange er umherging, schwieg die „süße Last“, kaum blieb er aber stehen, zog sie die Mundwinkel herab und gab kleine Anlustöne von sich, die wieder in lautes Schreien überzugehen drohten. So setzte er seinen Gang fort. Nachgerade wurde er aber müde, die Arme fingen an, ihn zu schmerzen, und die unbequeme Kopfhaltung genierte ihn. Nach einer Weile hatte aber auch Baby genug von ihm. Sie wandte den Kopf ab und erhob neuerdings die Stimme zu unmelodischem Schreien. Seinen Bart aber ließ sie nicht los.

Herr Benndorf kam plötzlich der Gedanke, daß das Kind vielleicht Bedürfnisse haben könnte, die er nicht befähigt war zu stillen. Vielleicht wollte sie trinken oder gar —? Mit äußerster Schnelligkeit suchte er Maria in ihren Wagen zurückzulegen. Das ging aber nicht so leicht, denn die kleinen Fingerchen schienen unloslich mit seinem Bart verbunden. Endlich, unter tausend Mühen und schmerzvollem Verziehen des Gesichts, gelang es ihm doch. Dann löste er sich möglichst vorsichtig los. Das Kind schloß die

Händchen gleich wieder und schrie, als ob es am Spieße stäfe.

Herr Bennndorf sah erst mißtrauisch an seiner Person hinab. Dann ging er auf die abermalige Suche nach seiner Frau.

Die sah im nun beleuchteten Wohnzimmer und nähte.

„Du schon zu Hause, Fritz?“

„Das Kind schreit!“ sagte er barsch, „wo ist denn die Person, die Amme?“

Frau Gusti nahm sich nicht die Zeit, sich darüber zu verwundern, woher ihr Mann wußte, daß Maria schreie und Marianka nicht bei ihr sei. Diese Erwägungen kamen ihr erst später, jetzt stürzte sie nur schnell hinaus.

Als sie nach einer Weile wiederkam, trat sie vor Herrn Fritz hin, der mit der unschuldvollsten Miene am Klavier saß und phantasierte.

„Sollte dies vielleicht dir gehören? Wir haben es in Marias Händchen gefunden,“ fragte sie harmlos und hielt ihrem Ehemann ein rotes Barthaar vor Augen.

„Es wird wohl so sein!“ lachte er verlegen und errödete. Dann beichtete er seiner Frau die eben mit Maria verbrachte Schäferstunde.

Und so sehr hatte Maria gefiegt, daß nach acht Tagen, die der Onkel mit der Nichte ununterbrochen unter einem Dache verbracht hatte, da er leidend und ans Haus gefesselt war, als die jungen Eltern ihre Rückkehr meldeten, Herr Bennndorf sagte:

„Schon? Wie schade! Sie könnten uns aber das Kind wenigstens noch so lange lassen, bis ich wieder ausgehen und es besuchen kann.“

Neue Bücher und Schriften.

Die Südbahn und ihr Verkehrsgebiet in Oesterreich-Ungarn. Mit 197 Illustrationen, 4 Karten und einem Jahrbuch. Geb. 1 Mk. 30 Pf. Brünn, Verlag von Rudolf W. Rohrer. — Unter den Namen der Mitarbeiter finden sich hervorragende Schilderer von Land und Leuten, wie Kolleger, Chiavacci, Karl Wolff; an dem Bilderdruck haben sich außer rühmlich bekannten Photographen unter anderem Compton und Grundhofer beteiligt. So ist ein schönes, frisches Wanderbuch entstanden, das die prächtige herrliche Landschaften und malerischer Städte im Gebiet der Südbahn vor Augen führt. Der verdiente Erfolg hat sich auch schon eingestellt, daraus dürfte denn freilich die Redaktion Anlaß nehmen, auch die Ortsnamen den deutschen Lesern, die selbstverständlich die große Mehrzahl bilden, in der ihnen allein bekannten deutschen Form vorzuführen. Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden auf Grund ungedruckter Briefe und Dichtungen, mitgeteilt von Karl Theodor Gaedert. Wismar 1899. Historische Hofbuchhandlung. 1. Band. 3. Auflage. — Wenn ein Buch so schnell hintereinander mehrere Auflagen erlebt wie das vorliegende, so spricht es für sich selbst und bedarf kaum noch der einführenden Empfehlung. Wir beschränken uns deshalb auf den Hinweis, daß auch die 3. Auflage wiederum eine Vermehrung des Leses wie des Bilderreichtums erfahren hat, und behalten uns eine ausführlichere Besprechung des Wertes nach Empfang des zweiten Bandes vor.

Allerlei Kurzweil.

Worträtsel.

Steh' im Kalender ich der Frau,
So steht sie nach der Sonnen,
Es handelt sich darum zumeist,
Was grob, was fein gesponnen.

Und wer zu thun im Sinn mich hat,
Dem kommt's nicht an aufs Lösen,
Dieweil mein Wesen oftmal kreuzt
Ganz nahe ans betrügen.

Wer mich aus freien Stücken wählt,
Weiß viel von Sorgen' zu künden;
Wenn ich vom Staat beschieden bin,
Der hübe seine Sünden.

Bilderrätsel.



Streichrätsel.

Adria — Filand — Geweib — Blei — Stadt — Biene —
Lothar — Oder — Verbi — Ede — Insel — Nota — Hafen —
Reun.

Von obenstehenden Wörtern sind je 1, 2 oder 3 Buchstaben zu streichen; die überbleibenden Lettern ergeben, in gleicher Folge zu neuen Wörtern gereiht, einen Sinnspruch.

Liedanfängerrätsel.

Rette — Halbinsel — Entrückung — Barometer — Geschöpfe —
Rimmerfart — Lebenswohl — Andernacher — Kapitalvermehrung.

Jedem der obigen Wörter ist eine Silbe zu entnehmen; wenn richtig gethan, ergeben dieselben, aneinander gereiht, den Anfang eines bekannten Liedes.

Auflösungen der Rätsel Seite 319.

- Des Neujahrs-Silberrätsels:
Doge — Ägel — Elbe — Jünger — Aile — Hofer — Hebe
Egge — Bügel — Nabe — Änger — Elle — Hafer — Traube
Gule — Zähne — Insel — Narbe — Länger — Nise — Livland
Elle — Ronne — Hasel — Erbe — Säger — Tische — England
Lohr — Eger — Kunde — Leda — Ägel — Eugen — Seige
Nube — Rager — Sünde — Ida — Egel — Vogen — Rüge
Schottland — Themse — Ende — Labe — Gute — Urne — Tafel
Irland — Käse — Silbe — Elbe — Riete — Penne — Gifel
Stridgarn — Äler.
Ungarn — Thaler.

- Des Silberrätsels: Wegwarte.
Des Scherzpluraltätsels: Traber — Traber.
Des Neujahrs-Rätselrätsels:
Zum neuen Jahr.
In ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezeiten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, du rate!
Du lenke und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles geleht!

(Eduard Mörike.)

Des Bilderrätsels „Die schwarze Kunst“: Man beginnt bei dem Tannenapfenbild unten links, und in der Runde von links nach rechts gehend lese man aus den Bildernamen stets den so und sovielten Buchstaben ab, als die Zahl der Seite des Bildes anzeigt. Richtig abgesehen, ergeben die gefundenen Buchstaben die Worte:

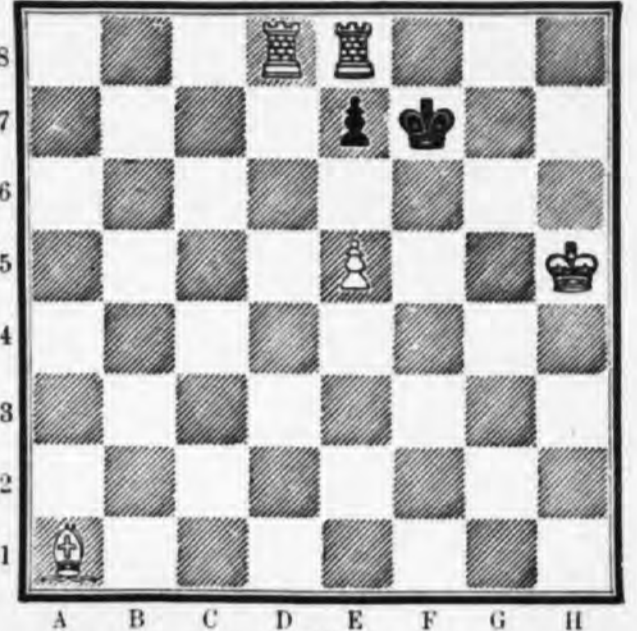
„Proßt Neujahr!“
Des Worträtsels: Kerze — Erz.

Schach.

Bearbeitet von E. Schalkopp.

Aufgabe Nr. 4: Von Dr. Th. Schand in Schaffhausen.

Schwarz.



1. D5 — E3. E. A5 × C6
2. E3 — F5. beliebig
3. F7 — D6 matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 3 Seite 247:

1. E. D5 — E3. E. A5 × C6
2. E. E3 — F5. beliebig
3. E. F7 — D6 matt.
A.
1. E. A5 — C4 (R. E4 × E3)
2. E. E7 — C5 (!). beliebig
3. E. F7 — D6, G5, D. G8 (×) G6 matt.
B.
1. E. H3 — F2
2. E. F7 — G5 + R. E4 × E3 — D4
3. E. E7 — C5, E. E3 — F5 matt.
Auf 1. E. A5 — B7 führt 2. D. G8 × G7, auf 1. G7 — G5 G6 dagegen 2. D. G8 (×) G6 + zum Ziele.
Ter Versuch 1. D. G8 — D8 mit der Drohung 2. E. D5 — C3; und 3. D. D8 — D3 matt scheitert nur an der Entgegnung 1. E. H3 — F2.

Schachbriefwechsel.

B. R. u. Wren. in Wartenheim. Sie haben sich bei Nr. 2 total verlesen. Der schwarze König hat ja die Felder B5 und D5 ja freie Verfügung.
A. R. in Oberlein. Bei Nr. 3, die Sie mit 1. E. D5 — F6 + lösen wollen, überlesen Sie, daß der schwarze B. G7 sowohl nach F6 als nach H6 schlagen kann.
D. R. in Faldo. Auch 1. E. F7 — D6 + löst Nr. 3 nicht; es folgt R. E4 — D4 2. E2 — E3 + R. D4 — D3, und 3. D. G8 — H7, was Sie nun angeben, ist kein Mattzug wegen G7 — G6.
F. D. in Braunschweig. C. E. in Berlin. 1. D. G8 — D8 ist sehr verführerlich; es folgt aber E. H3 — F2 2. E. D5 — C3; B4 × C3, und wie soll Weiß nun mattsetzen?
H. D. in Graz. Ihre Schreiben verjagen sich durch die falsche Adresse (Leipzig statt Stuttgart). Inzwischen werden Sie die Bestätigung Ihres Schreibens vom 20. Oktober (mit richtiger Lösung der Nr. 2) gefunden haben. Richtige Lösung zu Nr. 2 ging ferner ein von Michael Ruzanski in Jgier. — Zu Nr. 3 fanden richtige Lösungen ein: Emil Kanteleit in Jüterburg und D. Pedräge in Langwedel.

Aus Küche, Haus und Hof.

Kastanienuppe. Etwa 1/2 Pfund Kastanien säubert man von der äußeren Schale, brüht sie mit kochendem Wasser und häutet sie dann ab. Sodann dünstet man sie in etwas Butter und Zwiebeln, streut ein wenig Mehl darüber und füllt nach und nach mit Fleischbrühe auf. Nun treibt man die Kastanien durch ein Sieb, verdünnt mit Fleischbrühe, läßt die Suppe nochmals aufkochen und richtet sie über Kalbsmilchwürfel und gebähte Beschnitten an.

Schellfisch im Sud gekocht. Der Schellfisch wird geschuppt, sauber ausgenommen — gewöhnlich kauft man ihn aber schon hergerichtet, so daß man nur noch die Augen zu entfernen hat. Nachdem man ihn sauber gewaschen hat, legt man denselben in folgender Brühe zum Feuer: Auf 4 Liter Wasser 1/2 Liter gewöhnlicher Weißwein, ein Glas Essig, eine gelbe Rübe, eine Zwiebel, etwas Selleriewurzel, Lauch, einige Pfefferkörner, Lorbeerblätter und das nötige Salz. Das alles kocht man eine gute Viertelstunde, läßt es erkalten, dann kommt der Fisch hinein und wird nun zum Kochen gebracht, zugedeckt und eine Viertelstunde gichen lassen. Eine beliebige Fischsauce serviert man dazu.

Schmorbraten. Ein gut abgelegenes Stück, etwa 1 1/2 Kilo, Ochsenfleisch wird ringsum mit dicken Speckstreifen gespickt, mit Salz, Pfeffer und etwas gestoßener Nelke eingerieben, in Mehl gewendet und in Butter ringsum gebräunt. Dann gießt man siedendes Wasser daran, fügt eine Schwarzwurzel, zerschnittene Suppenwurzeln, zwei Zwiebeln, ein Lorbeerblatt, Pfefferkörner und 8 Gramm Liebig's Fleischextrakt daran und dünstet das Fleisch so noch zweieinhalb Stunden. Die Tunke wird durchgerührt

(sie muß sämig sein) und nebst Klößen zu dem Braten gegeben.

Gulasch von Lammfleisch. 750 Gramm mageres Lammfleisch wird, nachdem es gewaschen, in gleichmäßige Stücke geschnitten und leicht gesalzen. Nun macht man 60 Gramm Butter sehr heiß, aber nicht braun, giebt das Fleisch hinein nebst einer Messerspitze Paprika. So wird es im eignen Saft gedämpft, bis es schön bräunlich ist, dann gießt man etwas Bouillon, später ein paar Eßlöffel Rahm und Kapern daran. Wird mit Maccaroni oder Reis serviert.

Gefüllte Eier. Man kocht die Eier ganz hart, schält sie und schneidet sie vorsichtig mitten durch und nimmt das Gelbe heraus. Nun drückt man dasselbe mit einem Löffel ganz fein, thut etwas Öl dazu, gewiegte Sardellen, Eßig und fein gestoßenen Pfeffer, alles unter öfterem Probieren, und vermengt alles zu einer feinen Masse. Mit dieser füllt man wieder die in demselben warm gehaltenen Eier und richtet dieselben mit Petersilie hübsch verziert an. Als Abendpeise paßt feiner, grüner Salat gut dazu.

Rosinentuchen. Zehn ganze Eier und 1/2 Kilo Zucker rührt man eine Stunde, immer in derselben Richtung. Nun mengt man 1/2 Kilo abgezogene, fein geriebene Mandeln, ebensoviel Mehl und ebensoviel Rosinen nebst der feingewiegten Schale einer Zitrone und vier Eßlöffel Arrak darunter. Man nimmt zum Backen am besten eine Brotform und schneidet das Gebäck dann in dünne Scheiben. So kann man den Kuchen lange aufbewahren.

Anna Berg.

Blutflecken lassen sich aus Taschentüchern, Schürzen und Schwämmen nur sehr schlecht

entfernen, und wenn die Hausfrau sie aus Unvorsichtigkeit gar mit Seife behandelt, so werden die Flecken für lange Zeit, mindestens bis zur großen Frühlingsbleiche, die Gegenstände verunzieren. Alle Blutflecken sind am leichtesten und sichersten mit Weinsäure zu vertreiben. Man löst einen Kaffeelöffel voll dieser Säure in einer Waschkübel lauwarmen Wassers, steckt die Waschkübel hinein, damit sie ordentlich mit der Säurelösung durchtränkt sind, wäscht sie löse durch, in frischem Wasser dann nach und läßt sie möglichst in freier Luft trocknen.

Wer Kartoffeln im Winter versenden will, muß immer befürchten, daß ein plötzlich eintretender Frost die Kartoffeln ungenießbar macht. Auf einem großen Gut hat man erprobt, daß auch bei starkem Frost für die Kartoffeln das Ertrieren ausgeschlossen ist, wenn man die Sackel, welche die Kartoffeln aufnehmen sollen, vor dem Füllen in kaltes Wasser taucht und nach dem Füllen noch einmal mit kaltem Wasser begießt. Bei eintretendem Frost verhindern die durch die Röhre angefüllten Zwischenräume des Sackgewebes das Eindringen der Kälte in das Innere des Sackes, bei dem sich nur außen dann Eis bildet.

Wer auf offenem Kohlenfeuer kocht, wird stets keinen Kerger an dem dicken Ruß haben, der sich an Töpfen, Ringen und in den Füßen ansetzt. Aber wohl die meisten Hausfrauen werden ihn als etwas Unermeidliches betrachten. Ganz zu vermeiden dürfte der Rußbehang allerdings nicht sein, wohl aber läßt er sich bedeutend vermindern, wenn man beim Auflegen neuer Feuerung nur immer beachtet, die neuen Kohlen vor der durchgebrannte, nicht wie dies von zehn Fällen neunmal geschieht, auf die

glühenden Kohlen zu legen. Beim Auflegen auf die Kohlen bildet sich stets dicker Qualm, der eben den Ruß erzeugt, während er beim Aufschütten vor der Glut größtenteils beim Ueberstreichen der Glut verbrennt. Jeder Versuch wird die Richtigkeit und die praktische Bedeutung dieses kleinen Winkes beweisen.

Um das Fallen bei Glatteis, das, wie Beispiele dies nur allzu oft schon gezeigt haben, zu schmerzhaften und ernstlichen Verletzungen führen kann, völlig zu vermeiden, giebt es ein Schutzmittel, welches nicht nur die Gefahr des Fallens verhindert, sondern zu gleicher Zeit auch die Sohlen der damit behandelten Stiefel schützt. Man zerfeinert 100 Gramm Kolophonium und giebt es nebst 25 Gramm dickem Terpentin in eine Flasche. Man fügt noch 25 Gramm Benzin und 125 Gramm Spiritus hinzu und stellt alles an einen warmen Ort, aber nicht in die Nähe des Ofens oder in die Nähe von brennenden Kerzen und Lampen, da die Masse feuergefährlich ist. Man muß alles öfters umschütteln, bis man eine dicke Flüssigkeit hat, mit der man die Sohlen der Schuhe tränkt.

Die echten Kastanien, die für die Winterzeit in der Küche schwer zu entbehren sind, halten sich in verschlossenen Behältern, welche von den Hausfrauen meist zur Aufbewahrung genommen werden, gar nicht, sondern schimmeln sehr bald darin, ersticken, wie der sachmännische Ausdruck lautet. Am praktischsten hat sich mir seit langen Jahren erwiesen, die Kastanien sofort nach dem Einkauf einzuschneiden und in offenen kleinen Spandörben an trockenem Ort aufzubewahren. Sie bleiben dann bis spät in den Frühling hinein gut. Luise Gölle.

Was giebt es Neues?

Länder- und Völkerkunde.

Die neueste Form der Hinrichtung in Japan. Im Lande des Mitado wird jetzt ernstlich beraten, ob man eine neue Art der Todesstrafe einführen soll, und zwar die Methode der Erstückung. Die japanische Regierung hat bereits an einem großen Bernhardinerhund einen Versuch gemacht. Es dauerte etwa anderthalb Minuten, bis das Tier, das kein Zeichen des Schmerzes von sich gab, getötet war. Die Hinrichtung würde in Zukunft folgendermaßen vollzogen werden: Man placiert den Verurtheilten in einen hermetisch zu verschließenden kleinen Kasten, aus dem die Luft durch einen Pumpen wird. Dieses acht Fuß hohe und sehr enge Kabinett ist mit einem Fensterchen versehen, das dem Scharfrichter gestattet, die Wirkungen zu beobachten, die die allmähliche Luftentziehung auf das Opfer ausübt. Das Auspumpen der Luft nimmt eine Minute und 40 Sekunden in Anspruch. Der Verurtheilte dürfte also nicht sofort ersticken, aber nach Ansicht der Japaner immerhin schnell und schmerzlos genug.

Der Tod des Toten Meeres. Nach den neuesten Nachrichten soll das Wasser im Toten Meer stark im Schwinden begriffen sein. Der See, der schon ohnedies bereits den stärksten Salzgehalt besaß, der irgendwo auf der Erde beobachtet worden ist, erhält das süße Wasser vom Jordan und einigen andern kleineren Flüssen. Da nun das Wasser dieser Flüsse für Bewässerungszwecke stark in Anspruch genommen wird, so nimmt der Wasserzufluß zum Toten Meer natürlich entsprechend ab, und bei der starken Verdunstung, die in jenen Gegenden herrscht, ist das Wasser bereits so weit vermindert, daß der See schon jetzt wie ein Lager von trockenem Salz aussieht.

Berliner Liederchronik. Für die Bestimmung des Volkscharakteres ist es sehr wichtig, welche Lieder im Munde des Volkes am meisten leben und zu welchen Zeiten. Für die letzten 15 Jahre des ausgehenden Jahrhunderts versucht das „Berl. Tgbl.“ für Berlin eine solche Liederchronik zu geben. Im Jahre 1885 waren Lieblingsgassenlieder: „Ich liebe dich so tief“; „Komm herab, o Madonna Theresia“; „O du himmelblauer See“; 1886: „Fischerin, du kleine“; 1887: „O, ihr Frauen“; „Wie süß, wie süß ist wahre, treue Liebe“; 1888: „Siehste wohl, da kommt er“; „Auf der Vogelwiese“; 1889: „Mit meiner Mandoline“; 1890: „Mit meiner Gitarre“; 1891: „Ach, nur ein einzigesmal“; „Bitte, bitte, bitte, noch einmal“; „Wenn die Schwaben wiederkommen“; 1892: „Im Brunwald, im Brunwald ist Holzauktion“; „Weine nicht, Klage nicht“; „Denkste denn, denkste denn, du Berliner Pflanze“; „Grüß euch Gott, alle miteinander“; der berühmte Kizdoiser, sowie „Vigerl sein, das ist fein“; 1893: „Ein jeder kennt den Klapperstorch“; 1894: „Pflaum, Pflaum, zucker süße Pflaum“; „Anne-Marie, mein Engel, dich verehr ich“; „Sei nicht böse“; 1895: „Die englische Miß“; „Ach, Schaffner, lieber Schaffner“; „Beim Souper“; 1896: „Die Vigerlkönigin“; „O du mein holdes Gretchen“; 1897: „Mein Herz, das ist ein Vienenhaus“; „Weißt du, Mutter, was i träumt hab“; 1898: „Kille, kille Pantow“; 1899: „Hintern Ofen slyt 'ne Maus“.

Verkehr.

Abgekürzte Telegrammadresse. Die nachbezeichneten Kaiserlich deutschen Gesandtschaften und Konsulate in Ostasien haben für sich als abgekürzte Telegrammadresse das Wort „Germania“ eingeführt: Gesandtschaften Peking und Tokio, Generalkonsulate beziehungsweise Konsulate Shanghai, Hankow, Amoy, Foochow, Swatow, Tientsin, Chefoo, Yokohama, Hiogo-Osaka (Kobe), Nagasaki, Seoul, Hongkong, Singapore, Colombo. Die abgekürzte Telegrammadresse für das Kommando des Kreuzergeschwaders ist „German Admiral“.

Unterrichtswesen. Gesundheitspflege.

Der Volkshochschulverein in München hat sein drittes Berichtsjahr abgeschlossen. Die veranstalteten zwölf Vortragsreihen aus dem Gebiet der Naturwissenschaften, Volkswirtschaft und Kulturgeschichte sind auf fruchtbarem Boden gefallen. Die Darbietungen sind nicht unentgeltlich, um aber dieselben den minderbemittelten Kreisen zugänglich zu machen, sind die Preise in sehr entgegenkommender Weise festgesetzt. Für den sechs- bis achtstündigen Cyclus erlegen Arbeiter und Handwerker 60 Pfg., Studenten, Lehrer und Lehrerinnen, kaufmännisches Personal, Subalternbeamte und so weiter 1 Mark, alle andern Personen 3 Mark. Für dreistündige Lehrgänge wird nur die Hälfte erhoben, für zwöfstündige das Doppelte. Von den 2604 Hörern gehörten 18 Prozent der ersten, 67 Prozent der zweiten, 15 Prozent der letzten Kategorie an. Die Stadtverwaltung unterstützt die Unternehmungen durch kostenlose Ueberlassung zweier Säle.

Undurchdringliche Fußböden. Aus hygienischen Rücksichten hat man in französischen Krankenhäusern die Fußböden mit einer Lösung von Paraffin und Petroleum bestrichen, wodurch dieselben eine braune Färbung erhalten und für alles undurchdringlich werden. Ein einmaliger Anstrich soll für zwei Jahre reichen. So behandelte Fußböden können täglich mit einem feuchten Lappen, der in irgend eine antiseptische Lösung getaucht wurde, gewischt werden. Diese Einrichtung ist für Schulzimmer, Krankenhäuser, sowie für Privathäuser von größter Bedeutung.

Naturwissenschaftliches.

Wie weit man hören kann. Die größte Entfernung, auf die hin die Menschenstimme zu gehört worden ist, beträgt, so wunderbar das klingt, 30 Kilometer (4 geographische Meilen). Das war in dem Grand Canon (Felsenklucht) von Colorado, wo ein Mann den Namen „Bob“ an dem einen Ende laut ausrief und an dem andern laut verstanden wurde. — Leutnant Foster, Teilnehmer an Parrys dritter Nordpolexpedition, fand, daß er mit einem Manne auf der andern Seite des Hafens Bowen auf eine Entfernung von 2 Kilometern sprechen konnte. Sir John Franklin erklärte ebenfalls, daß er sich bequem auf 1 1/2 Kilometer weit mit andern unterhalten habe. — Dr. Young berichtet, daß bei Gibraltar die menschliche Stimme 16 Kilometer weit hörbar gewesen sei. — Der Schall wird vom Wasser besonders kräftig fortgeleitet. Bei Versuchen im Genfer See schätzte Colladon die Vernehmbarkeit einer untergetauchten Klingel auf

eine 100 Kilometer. — Franklin behauptete, das Aneinanderreiben von zwei Steinen im Wasser 800 Meter weit gehört zu haben. Dicht über dem Wasser oder einer Fläche wird der Schall mit großer Kraft und Klarheit fortgeleitet. Dr. Gutton erzählt, daß er an einer ruhigen Stelle der Themse bei Chelsea eine Person auf 42 Meter Entfernung deutlich vorlesen hörte, während das auf dem Lande höchstens bis 23 Meter weit möglich ist. — Professor Tyndall beobachtete im Gegenteil auf dem Montblanc, daß ein Pistolenschuß nicht stärker schalle als ein aus der Flasche springender Champagnerpfropfen. Personen in einer Ballongondel hören Laute von der Erde aus noch weit länger, als sie sich den Leuten unten vernehmbar machen können.

Verordnungen.

Zur Verhütung der Herstellung geldmünzenähnlicher Denkmünzen und Medaillen sind folgende grundsätzliche Bestimmungen getroffen: Denkmünzen und Medaillen dürfen a) ohne Rücksicht auf den Prägestoff allgemein nicht mit der Bezeichnung einer der im Umlauf befindlichen Reichsmünzenarten einschließlich der Thaler versehen, b) bei Anwendung gleichfarbigen Metalls nicht in der Größe einer solchen Münze, das heißt bei Benutzung gelben Metalls nicht in den Größen der Reichsgoldmünzen, bei Verwendung weißen Metalls nicht in denjenigen der Reichsilber- und Nickelmünzen einschließlich der Thaler hergestellt werden. Ausgenommen von dem Verbot unter b) sind jedoch Denkmünzen und Medaillen mit hohem Relief, das heißt solche Stücke, deren Prägung des Innenraums mindestens einer Seite die etwaige Randprägung derselben Seite derart überragt, daß bei dem Auflegen einer flachgeprägten Münzseite auf die hochgeprägte die Verührung der etwaigen Randprägungen dieser beiden Münzseiten, durch einen Zwischenraum von mindestens ungefähr 1 Millimeter Höhe deutlich erkennbar, unmöglich ist. Das Bildnis des Deutschen Kaisers oder eines Bundesfürsten, das Reichs- oder ein Landeswappen, sowie sonstige Hoheits- oder Münzzeichen dürfen in Nachbildung (Kopie) eines bestehenden oder eines, wenn auch außer Gebrauch gesetzten, so doch noch allgemein bekannten Münzbildnisses, Münzwappens oder dergleichen auf Denkmünzen und Medaillen nicht angebracht werden. Ausgenommen ist die Nachbildung außer Kurs gesetzter, nicht mehr umlaufsfähiger Münzen alten Gepräges, deren Ungültigkeit bei der Bevölkerung durchaus bekannt ist. Denkmünzen und Medaillen dürfen weder mit einer Randriffelung noch mit einer Randchrift versehen werden. Den vorstehenden Beschränkungen und Verboten unterliegen nicht Denkmünzen und Medaillen, deren Durchmesser 43 Millimeter und darüber beträgt.

Warnungstafel.

Auf das Treiben eines Schwindlers, der von London aus seit Jahren das deutsche Publikum brandschagt, wird im „Reichsanzeiger“ wie folgt hingewiesen: Unter stets wechselnden Namen und Adressen erbieht sich der Schwindler in Rundschreiben, die er in Massen nach Deutschland verendet, und in Inseraten, die er ebenso zahlreich in deutschen Zeitungen erscheinen läßt, zur Vermittlung von Anstellungen und Heiraten. In Wahrheit hat er es jedoch nur auf die Vorzahlung der Personen abgesehen, die sich an ihn wenden, und die erst zu spät einsehen, daß sie einem Schwindler zum Opfer gefallen sind. In neuerer Zeit bedient sich der Schwindler bei der Ausübung seiner Betrügereien vorzugsweise der Namen „Mr. und Mrs. Funk, 50 St. Georges Road, Pimlico, London“ und „E. Wolf, 54 Bow Lane, London“. Er scheint auch identisch zu sein mit einer Person, die unter verschiedenen Namen und unter der Adresse „70 a Georges Road Belgravia oder Pimlico, London“ schwindelhafte Anerbietungen verbreitet. Da in Deutschland immer wieder Leichtgläubige dem Schwindler zum Opfer fallen, kann das deutsche Publikum nicht oft und nicht eindringlich genug vor jeder Geschäftsverbindung mit dem Betrüger, der sich hinter den genannten und ähnlichen Deckadressen verbirgt, gewarnt werden. Der einfachste und sicherste Weg bei Inanspruchnahme derartiger Stellen- und Heiratsvermittler in London wird immer darin bestehen, zunächst bei dem dortigen Generalkonsulat des Reiches Erkundigungen einzuziehen, ehe man sich auf Angebote einläßt.

Anglistische Fälle.

Eltern möge folgender Fall zur Warnung dienen. Das vierjährige Töchterchen eines Bahnbeamten zu Ludwigslust hatte einen Luftballon zum Geschenk erhalten, wie solche von italienischen Händlern feilgeboten werden. Zwei Tage darauf erkrankte das Kind plötzlich. Der Arzt vermochte sich den Grund der Krankheit jedoch nicht gleich zu erklären. Der Zustand des Kindes wurde immer schlimmer, und tags darauf ist die Kleine gestorben und zwar an Blutvergiftung. Es hat sich herausgestellt, daß das Kind mit der Lippe, an der es eine kleine Wunde gehabt hat, den Luftballon berührt hat und infolgedessen eine Blutvergiftung eingetreten ist.

Litteratur.

Meyers Hand-Atlas. Die zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage von Meyers Hand-Atlas (mit 113 Kartenblättern, 9 Textbeilagen und Register aller auf den Karten verzeichneten Namen), Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien, ist jetzt vollständig erschienen. Der vorzüglich und zweckdienlich ausgestattete Buch-Atlas steht vollkommen auf der Höhe seiner Aufgaben, und er entspricht vermöge seiner wissenschaftlichen und praktischen Ausgestaltung den modernen Anforderungen in allen Beziehungen. Als ein besonderes Verdienst muß es angesehen werden, daß die Herausgeber den Vordergrund des politischen Tagesinteresses stehenden kolonialen Bestrebungen und dem dadurch gesteigerten Orientierungsbedürfnis ein feines Verständnis entgegengebracht haben. Von aktuellem Werte ist neben der im großen Maßstab gehaltenen Karte von Ostafrika die Karte: Südafrika mit dem Karion von Natal. Den Fortschritten der deutschen und englischen Eisenbahnbauten in Afrika ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet und unsern letzten kolonialen Erwerbungen durch die Spezialkarte der Marshall-, Karolinen-, Palau- und Marianen-

Inseln (mit Karton der wichtigsten Inselgruppen) Rechnung getragen worden. Als nicht geringste Neuerung endlich ist die Beigabe eines erschöpfenden Namenregisters, das die Brauchbarkeit des Meyerschen Hand-Atlanten wesentlich erhöht, hervorzuheben. Kurz, Meyers Hand-Atlas wird sich mehr noch wie zuvor in Schule und Haus das Bürgerrecht dauernd sichern. Der Preis für den in Leder gebundenen Band beträgt 18 M. 50 Pfg.

Kunst.

Deutsche Kunst in Paris. Die Anmeldungen der für die deutsche Kunstausstellung auf der Pariser Weltausstellung und nach Maßgabe des vorhandenen Raumes angenehmen Kunstwerke sind nunmehr abgeschlossen. Es werden ausstellen:

- | | | |
|------------------------|-----------------------|-----------|
| 1. Sammelstelle Berlin | 45 Maler und Radierer | 49 Werke. |
| 2. Düsseldorf | 27 | 27 |
| 3. Dresden | 32 | 32 |
| 4. Karlsruhe | 12 | 12 |
| 5. München | 65 | 85 |

Aus ganz Deutschland sodann: 53 Bildhauer mit 70 Werken und 47 Architekten architektonische Entwürfe von deutschen Bauwerken des letzten Jahrzehnts.

Statistik.

Aus statistischen Zusammenstellungen, die in London gemacht sind, ergibt sich, daß in Afrika gegenwärtig ein Eisenbahnetz von 19126 Kilometer ausgebaut ist. Hierunter entfallen 6220 Kilometer auf die englischen, 4935 Kilometer auf die französischen, 793 Kilometer auf die portugiesischen, 350 Kilometer auf die deutschen Kolonien und 27 Kilometer auf Erythrea. In Ägypten und im ägyptischen Sudan sind 3358 Kilometer in Betrieb und die Linie Berber-Khartum in Bau, der sich bald auch die Linie Berber-Kassala-Suakin anschließen wird. In Englisch-Ostafrika wird der Eisenbahnverkehr zwischen Rombaja und Kiaya auf 480 Kilometer betrieben und sind die Arbeiten zur Verlängerung der Linie um 1600 Kilometer zum Viktoriasaee im Zuge. In Tunis sind 1050 Kilometer in Betrieb, im Bau sind die Linien Moluim-Sfax und Saguan-Kairuan. Algier besitzt ein Eisenbahnetz von 3503 Kilometer Länge, überdies größtenteils in Bau, teils in Verhandlung jene Tracen, welche man als den Beginn der transaharischen Bahn betrachten kann. Im französischen Ostafrika sind nur die 50 Kilometer der Linie Djibuti-Harrar in Betrieb. Speziell von Südafrika, dessen Schienenwegen angeht, der kriegerischen Ereignisse erhöhte Bedeutung zukommt, sei folgendes zu konstatieren: In der Kapkolonie haben die Eisenbahnlinien eine Länge von 4487 Kilometern, überdies sind die Strecken Swellenham-Riversdale, Süd-Akwal-Ost-Somerlet und Bulwayo-Fort Salisbury in Bau. In Natal haben 795 Kilometer Eisenbahnlinien bestanden, es sind aber in neuerer Zeit noch einige neue Linien gebaut worden. Im Oranje-Freistaat sind 960 Kilometer Eisenbahnen in Betrieb und die Linien Kronstadt-Markdorp in Ausführung. Transvaal verfügt über 1935 Kilometer Eisenbahnen und läßt noch die Linie Pretoria-Rustenburg bauen.

Ehrenmeldung.

Der kürzlich in London verstorbene Herr Welke hat seiner Vaterstadt Elbing zweihunderttausend Mark zur Unterstützung von Blinden der Stadt vermacht.

Miscellen.

Kritikeninzerate. Erheiternde Wirkung üben vielfach die in den Kritikenblättern enthaltenen Inzerate auf den Laien aus, da die in ihnen vorkommenden Fachausdrücke den Nichteingeweihten sonderbar anmuten. Eine kleine Blütenlese wird dies bestätigen: Ein Diener wird für erstklassige Hundenummer gesucht. — Gesucht ein Mittelmann und Fänger, der auch springt, selbst auf Schulter dreht und auch werfen kann. — Ein oder zwei Altstinnen, im Tirolerfach bewandert, können sofort eintreten. — Ein Rückwärts-Schlängenmensch, arbeitet auf Tisch, sucht Engagement. — Gesucht für England ein junger Mann, welcher auf einer Hand und frei auf Kopf steht und, wenn möglich, gut Flic-Flac arbeitet. — Perfekter Obermann für sämtliche Handstände, Hand in Hand, grobartiges Kopf auf Kopf, auf Kopf laufend, sowie Treppenlauf, gut komisch als August oder Clown, welcher etwas springt und Kettenarbeit, sucht Truppe beizutreten. — Suche für mein Restaurant eine Barndame oder schwarze Kellnerin. — Ich suche einen August als Kollegen, junge Leute bevorzugt. — Der importierte, tätowierte Hauptlingshund „Reno“ aus Sumatra, weiß, geboren wie Löwe, ist wegen Mangels an Platz spottbillig zu verkaufen. — Verkaufe sofort eine schwankende Krinoline, 13 Meter im Durchmesser, von mir selbst gebaut.

Gestorben:

Die Beerdigung einer Frau mit militärischen Ehren fand kürzlich auf dem Friedhof zu Liegnitz statt. Es handelte sich um die im Alter von 73 Jahren verstorbene Witwe Friederike Grauer. Die Frau hatte ihren ihr bereits vor mehreren Jahren im Tode vorausgegangen Ehemann, welcher Markentender bei der 5. und 7. Compagnie des Königs-Grenadierregiments war, während 38 Jahren stets zu den Wandern und auch während der Feldzüge 1866 und 1870/71 begleitet und hat somit alle Gefahren mit dem Regiment durchgemacht und Freud und Leid mit diesem geteilt. In Versailles wurde sie von einem Offiziersburischen überritten, infolgedessen ihr durch eine Bewilligung Kaiser Wilhelms I. aus dem kaiserlichen Hofmarschallamt eine Gratifikation bis an ihr Lebensende gezahlt wurde. Nach dem erfolgten Ableben ihres Ehemannes war sie bis kurz vor ihrem Tode beim Regiment als Waisfrau tätig. Das Königs-Grenadierregiment hatte es demzufolge nicht unterlassen, der Verstorbenen, welche sich stets Achtung zu verschaffen gewohnt hatte, die letzte Ehre zu erweisen. Es war daher zu ihrer Beerdigung eine Abordnung von der 7. Compagnie kommandiert worden, welche direkt hinter dem Sarge marschierte und einen vom Regiment gespendeten, prachtvollen Kranz mit Palmenzweig vorantrug.

Briefkasten.

3. G. Richter in O. Wir empfehlen Ihnen als burgundig geeignet: 1. „Arbeiten im Wald“ von Karl Müller, Gebunden M. 2.50. 2. Anleitung für Anfänger zum Schreiben der Briefe, Gebunden M. 1.00. 3. „Briefe“ von Hermann & Co. 4. „Briefe“ von G. Gung, Professor am Königl. Realgymnasium in Stuttgart. Ravensburg, Otto Weitz.

5. Briefbogen à 1 M.

6. 3. in M. „Les Châtiments“, Napoleon le Petit, nennen sich Victor, Quos erit Angrie wider den Deyernmann; eine tolle Poësie des Käses von Kurtrierbet Berechnung und beifenden Spas, welche den großen Napoleon auf Köpfen seines nachstehenden fischen Waffen empotchi:

Sa, grandeur éblouit l'histoire,

Qu'ans ans il fut

Le Dieu qui traitait la victoire

Sur un affût:

L'Europe sous la loi guerrière

Se débattit.

Toi, son sings, marche derrière

Petit, petit!

Die Amneite von 1859 soll verfährend,

fenfingt Victor Hugo dem „Haupter“ und

gewöhnlichen Feß und einem Kitz bis zum

Zob an:

J'accepte l'après est-il ni fin ni

terme,

Sans chercher à savoir et sans consi-

dérer.

Si quelqu'un a pié, qu'on aurait cru

plus ferme,

Et si plusieurs s'en vont qui devraient

demeurer.

Si l'on n'est que mille, eh bien, j'en suis

Si même,

S'ils ne sont plus que cent, je l'raive encore

Sylla:

S'il en demeure dix, je serai le dixième;

Et, s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là!

Dr. W. R. in S. Die Auffindung des

Schreibens liegt durchaus außer unserer Schuß

und berührte uns so reinlich, wie Sie selbst,

trug jener Unglückseligkeit, Welche Grube!

anlässlich der Photographie, Wien, 14. 2, Überinge-

stelle 20. — Brin. Promie Gut in Preß,

Größe dirichtr. 2. — Leop. Wagner in

Wien XIV/II, Perretogasse 15.

Wittelsbacher: Dr. W. Ruffe, t. u. l.

Wittelsbacher in Sulzbach. (Richter Ruffe,

es gelten nur Hauptwörter: R. O.) Gregor

von Sarotoff in Riga (4). Amanba Eb. in

3. Brich. Justia Weching in Sic. „Rein

Agilfreiblat“ in Mannheim. „Vona“ in

Wittelsbacher. „Der alte Adam“ in Pöckum (3).

[Seite, hie! R. O.] „Gemeite und Otto“

in Memmingen. Dr. Antmann W. in G.

bei U. (2). „Ein treuer Knecht“ in Dils-

heim. (Gang nett, aber noch nicht ganz drud-

rel. Duffelgruß!) Lea P. in Bregenz. „Junger

Knecht“ in Götze. (Wach nicht falsch! R. O.)

Georg Gerlach in Tarnobyl (4). [Gleich-

falls! R. O.] v. R., Schloß P. in Pöckum.



Schönschrift,

BUCH-

führung

und alle Kontorfächer

Prospekt

gratis

Plan

gratis

OTTO Siede — Elbing

Gerichtlicher Bücherrevisor etc.

Repelir-Wecker

wird innert. 7 Minuten, 5mal,

so daß ein Glas voll ummöglich

ist. 4 M. 50. unter Garantie.

Reinigt alle Metallgegenstände

ganz leicht, ohne Beschädigung

zu setzen, Preis 50 Pf.

Gebr. Leusch, Leipzig 42.

Gefichtspidel,

Stinsen, Bücken, Mittelfer, Gelehrter,

einzig und allein, über u. radikal

in beliebigen Größen, über u. radikal

Maßn. neß neuem Gg.

„Die Schönheitspflege“

zur Belehrung. Garante für Erfolg u.

unfehlbarkeit. Gültig, Dant, und über-

tenungsreichen liegen bei. Zur direct durch

Kretschol, Exc. Ab. Berlin, Eisenbahnst. 4.

Billig Roman. Preis 10 Pf.

ber Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Existenz.

Wir beidhäftigen viele geübte, sprach-

gerne Damen zum Abfajr von

Wasser, Serizen der Schönst, und

Manierliche Kleider Ausgeben,

welche jährlich einen Verdienst von 8000 M.

u. mehr haben, u. haben neue Methoden,

zu erlernen. Wir liefern diese Lehren,

in jeder Sprache über, aus andern

Praktischen, schönen Kleider:

Illustrationen, Zeichnungen u. Muster:

aus gegen vorberig Einbringung von 50 M.

Der Preis für deutsche Literatur, 2

Berlin S. W., Rönigkgraben 71.

Kräftigungsmittel

Als Kräftigungsmittel für Kinder u. Erwachsene unerreicht

Dr. med. Hommel's Haematogen (250 gr.) M. 3.--. In Oesterreich-Ungarn s. 2.-- 3. W. Depots in den Apotheken Nicolay & Co., Hanau a/M., Zürich & London, E. C. 36 & 36 a, St. Andrew's Hill.

Einj.-Institut Dr. Harasng's Halle 8. Vorber. z. Einj.-Prüfungen, Abitur-Examen. Seit 1894 bestand, 103 Schüller, dar. 114 Einj. 46 Pensionäre. Prosp.

Kufelke's Kindermehl

BESTER ZUR ZUSATZ ZUR MILCH KEIN DURCHFALL. BRECHDURCHFALL. DARMKATARRH.

Herr Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81 991). Haemoglobin ist die natürliche, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Gesichtscharakter: oben: reines Glycerin 20,0. Malagswein 10,0. Preis per Flasche Litteratur mit hundert von kritischen Gutachten gratis.

Dr. med. Föschke, Stabsarzt a. D. in Grossenhain (Sachsen) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in zahlreichen Fällen mit vorzüglichem Erfolge angewendet. Ausser bei kleinen Kindern wegen körperlicher Schwäche, sowie bei Erwachsenen nach schweren Krankheiten in der Reconvalescenz, habe ich insbesondere bei schon grösseren, hochgradig blutarmen Kindern von 6-14 Jahren, u. A. bei meinem eigenen 8 Jahre alten Tochterchen, ihr vorzügliches Präparat voll schätzen gelernt. Gerade bei den zuletzt genannten Fällen war die Wirkung bereits nach 3-5 Tagen geradezu überraschend. Der Appetit hob sich in ungewöhnlicher Weise, und Fleischmagen, die vorher mit Widerwillen zurückgewiesen worden war, wurde nun gern und reichlich genossen.“ Herr Dr. med. Beer, Distriktsarzt in Oberdorf (Württemberg): „Ich habe Dr. Hommel's Haematogen vielfach angewandt und finde es besonders bewährt in der Reconvalescenz nach Infektionskrankheiten, bei Blutarmut und vor Allem bei beginnender Lungenschwindsucht. Im Anfangsstadium der Tuberculose verwende ich das Mittel ausschliesslich.“

<

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Lungenkrankheiten in D. Sirolin ist ein dem Resorcin oder Guajacol ähnliches Präparat, hat aber diesen gegenüber den Vorzug, daß es nicht denselben schlechten Geschmack hat, sondern dasselbe ist ein angenehm riechender, wohlschmeckender Sirup. Die Wirkung ist die gleiche wie beim Guajacol.

W. S. R. 51. Wir raten Ihnen, Ihr Gesicht und Ihre Nase mit einer zehnprozentigen überfetteten Seife zu waschen, und besagte Hebel werden sich bessern.

R. D. Lehrer in Thüringen. Wir raten Ihnen, Ihren Bart täglich mit folgendem Öl einzufetten:

- Ol. Macidis 2,0
- Ol. Olivar. optim. 25,0

R. S. 26. Bei Ihrer Fräulein Schwester handelt es sich offenbar, Ihrer Beschreibung nach, um eine leichte Verkümmung der Wirbelsäule nach rechts. Wir raten Ihnen, sich an einen Spezialarzt für Orthopädie zu wenden. Solche Verden werden durch passende Korsetts, gymnastische Übungen und so weiter häufig gehoben, und brauchen nicht immer, wie Sie glauben, das Messer des Chirurgen.

D. G. in W. Offene Frostbeulen werden mit folgender Salbe (in jeder Apotheke erhältlich) eingefettet:

- Menthol. 1,0
- Salol. 2,0
- Ol. Olivarum 10,0
- Lanolin. 30,0

M. f. ungt. Allabendlich einzureiben. Nicht offene werden eingepinselt, und u. a. r mit folgender Lösung:

- Tinctur. Jodi 1,0
- Aether. sulf. 5,0
- Collodii ad 30,0

M. f. s. Zum Einpinseln.

R. R. in Frankfurt a. d. Ober. Sie ziehen sich alle Winter einen Rehtopf-lataarr zu. Gurgeln Sie fleißig mit Dr. Sandow's Emser Salz, inhalieren Sie dasselbe und trinken Sie längere Zeit zwei bis drei Gläser. (Gebrauchsanweisung ist jedem Glas beigegeben.) Wegen Ihrer Schwerhörigkeit und Ihres Chrenausens müssen Sie sich an einen Chrenarzt wenden. Durch Luftleitreibungen wird meistens mehr erreicht als durch besagte Ohrtrommel, vor deren tritilofer Anwendung nur gewarnt werden kann.

Dr. F.

Handels-Lehr-Anstalt M.-Gladbach
 staatlich concessionirt.
 Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf. Rasche Erlernung fremder Sprachen. Sich. Weg z. Lebensstellung für Damen. 3 und 6 Monat Kursus. Prospekte kostenfrei. Director **Levor.**

Was schenke ich?
 Neuartige Zimmerbrunnen, Tischlender, Säulen, Etageren, Defo.
 rationen z. f. Pflanzen u. Blumen. Für d. Winter Vogelfutterhäuschen sowie Tannenbaumfüße zc. (Illustr. Preisliste W 5 frei) empfiehlt die Fabrik von **Sermann Priebe in Altona-Ötensen.**

Lehrfabrik
 Prakt. Ausb. v. Volontär. i. Maschinenb. u. Elektrotechnik. Curs. 1 Jahr. Prosp. d. **Georg Schmidt & Co., Hmensl. Th.**

TRIUMPH

THEE-SPAR-DOSE

„Engels-werk“ C.W. Engels, Foche 25, bei Solingen.
 Grösste Stahlwaarenfabrik mit Versand an Private.

Garantie-Märke.
 30 Tage Probezeit, das heisst, wenn mir das Messer in dieser Zeit als untauglich zurückgeschickt wird, zahle ich den Betrag zurück.
No. 53. Rasirmesser
 aus dem allerbesten Stahl hergestellt, gut hohlgeschliffen, für jeden Bart passend, schwarzes, polirtes Heft, per Stück einschliesslich feinem Etui, fertig zum Gebrauch, **M. 1.50.**
 — Versand unter Nachnahme. —

Das Milcheiweiss ist, wie Untersuchungen der grössten medizinischen Autoritäten gezeigt haben, allen anderen Eiweissarten hinsichtlich des Nährwertes wie der Verdaulichkeit bis weit überlegen. Eine Speise (Suppe, Gemüse, Mehlspeise etc.), der

PLASMON
 (Siebold's Milcheiweiss)

zugesezt ist, besitzt daher den höchsten Nährwert bei leichtester Verdaulichkeit. Plasmon verteuert die Nahrungsmittel nicht, sondern verbilligt sie, da ein Plasmonzusatz im Betrage von wenigen Pfennigen den Nährwert jeder Speise um das Vielfache erhöht.

Siebold's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. H.
 Berlin W., Köthener Strasse 11.


 Schutzmarke

Feuchte Wände bekleide man in bewährter Weise mit **„Kosmos“** Papp- und Abhandlung postfrei. **A. W. Andernach in Beuel am Rhein.**

Liebig COMPANY'S Fleisch-Extract

 Nur echt wenn jeder Topf den Namenszug **J. Liebig** in blauer Farbe trägt

Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen. Vertreter an allen größeren Plätzen. Günstigste Bedingungen.
Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Gläschen Liqueur zu haben u. wo schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit u. von Jedermann die feinsten Tafelliqueure, wie Chartreuse, Benedictine, Curaçao etc. selbst bereiten, u. zwar auf einfachste u. billigste Weise u. in einer Qualität, die den allerbesten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit **Jul. Schrader's Liqueur-Patronen**, welche für ca. 90 Sorten Liqueure von der Firma **Julius Schrader in Feuerbach b. Stuttgart** bereit werden. Jede Patrone giebt 2 1/2 Liter des betreffenden Liqueurs u. kostet je nach Sorte nur 60-90 Pf. Man lasse sich von genannter Firma gratis u. franco Prospekte kommen.

Filialen in Solingen und Frankfurt a. M.
 Porto 20 Pfg. für das Rasirmesser. Nachnahmespesen trage ich selbst.
 Namen in Stahl 10 Pfg.
 Namen in das Heft, 1-5 Buchstab. 25 Pfg., jeder weitere Buchstabe 5 Pfg. mehr.
 Magnetisch machen umsonst.
 Streichriemen M. 1.-.
 Pinsel 30 Pfg.
 Napf 30 Pfg.
 Seifenpulver 25 Pfg.

Emser Pastillen
 aus den Salzen der Königl. Wilhelms Felsenquellen
BAD EMS
 Die Administration der Felsenquellen
HEILIGEN-EMS ADMINISTRATION
 Heiserkeit, Husten, Verschleimung
 Jede Schachtel der aus den Salzen der Königl. Wilhelms-Felsenquellen bereiteten echten Emser Pastillen ist mit einer Plombe versehen. Man verlange daher stets „Emser Pastillen mit Plombe“.

Act-Ges. für Trebertrocknung, Cassel
C. Dr. Fischer's ESSENZ
ESSIG Bester ESSIG.
 Haltbarster ESSIG.
 Man achte auf Schutzmarke und Namenszug. Garantirt 80% — chemisch rein.
 In Flaschen à 1/2 Liter zur Bereitung von 14 Flaschen Essig.
 Prämiirt 1899 auf den Ausstellungen in München & Frankfurt a/Oder.
Dr. Fischer's Wein-Essig-Essenz.
 mit feinstem Wein-Aroma.

C. G. Kämmerer's Toilette-Fettseifen


Kämmerer's Palmitinseife rein u. mild, das Stck. (ca. 100 g) 20 Pf.
Kämmerer's Toilette-Fettseife No. 1548 m. fein. Parf. d. St. (ca. 100 g) 25 Pf.
Dessavia - Blumenseifen in den beliebtesten Blumengerüchen, der Carton enth. 3 Stück = Mk. 1.-.
Kämmerer's Blumenseifen mit hochf. Parfüms u. eleg. verpackt zu 50 Pf., 75 Pf. u. Mk. 1.- das Stück.
Kämmerer's Veilchen-Seifen unübertroffen im Geruch, zu 50 Pf., 75 Pf. u. Mk. 1.-.
Schönheit
 Zartes, reines Gesicht, blendend schöner Teint, rosiges, jugendfrisches Aussehen, sametweiche Haut, weisse Hände in kurzer Zeit nur durch **Crème Benzoë** ges. geschützt. Unübertroffen bei rother und spröder Haut, Sommersprossen und Hautunreinigkeiten. Unter Garantie freo. gegen Mk. 2.50, Briefm. od. Nachn., nebst Gratisbeigabe d. lehr. Buches: „Die Schönheitspflege“ als Rathgeber. Glanz, Dank- u. Anerkennungs-schreiben liegen bei. Nur direkt durch **Reichel, Spc. Ab., Berlin, Eisenbahnstr. 4.**

TAUSSEND Einaakter
 bietet inhaltlich beschriebenen für 1 Mark 25 Pfennig der „Hauptführer“ des Theaterverlag **E. D. U. A. R. D. BLOCH** Berlin C. 2 Brüderstr. 1.